

Meine genaue Anschrift:

Georg Prager

Nr. 9792

Bl. 41B

Konz.-L. Sachsenhausen  
Oranienburg bei BerlinKonzentrationslager  
Sachsenhausen  
Oranienburg bei Berlin

Auszug aus der Lagerordnung:

Jeder Häftling darf im Monat 2 Briefe oder 2 Postkarten empfangen und auch absenden. Ein Brief darf nicht mehr als 4 Seiten à 16 Zeilen enthalten und muß übersichtlich und gut lesbar sein. Postsendungen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, werden nicht zugestellt bzw. befristet. Pakete jeglichen Inhalts dürfen nicht empfangen werden. Briefsendungen ohne Adressen werden nicht ausgehändigt. Geldsendungen sind zulässig, es kann im Lager alles gekauft werden. Nationalsozialistische Zeitungen sind zugelassen, doch müssen dieselben über die Kommandantur des Lagers bestellt werden.

Der Lagerkommandant.



Frau

Margarete Prager

Berlin N 55

Krausburger Str. 34

- 3 Zwei Wege nach Auschwitz.  
Wie stellt man eine Opfer- und Täterbiographie dar?  
*Ulrich Nieß und Karen Strobel*
- 16 »Im Reich der Nummern, wo die Männer keine Namen haben«.  
Haft und Exil der Novemberpogrom-Gefangenen im KZ Sachsenhausen  
Sonderausstellung in Berlin, Houston, Texas und der Gedenkstätte  
und Museum Sachsenhausen  
*Astrid Ley*
- 26 Die Wannsee-Konferenz und ihre Stellung in der israelischen Erinnerung  
an die Shoah – Erfahrungen israelischer jüdischer Besucherinnen und Besucher  
in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz  
*Aya Zarfati*
- 45 Helena Bohle-Szacki – Von Białystok nach Berlin  
*Ulrich Tempel*
- 52 Veranstaltungshinweise
- Bad Arolsen, 27.–29. Juni 2019  
65. Bundesweites Gedenkstättenseminar: Herausforderungen des Digitalen für  
Gedenkstätten und Dokumentationszentren  
Veranstaltet von Arolsen Archives – International Center on Nazi Persecution  
(bisher: International Tracing Service), Bundeszentrale für politische Bildung,  
Stiftung Topographie des Terrors
- 59 Literaturhinweise

# Zwei Wege nach Auschwitz.

WIE STELLT MAN EINE OPFER- UND TÄTERBIOGRAPHIE DAR?

Ulrich Nieß und Karen Strobel

## Mythenbildung bis heute: Der Lebensweg von Rudolf Höß

Im Herbst 2018 strahlten die Fernsehsender ARTE und ARD die Reihe *Krieg der Träume* aus, ein Doku-Drama, das in ausgewählten Biographien die politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit zwischen den Weltkriegen einfangen will. So heißt es etwa auf der Website des Südwestrundfunks (SWR): »In der 4-teiligen Reihe »Krieg der Träume« erzählen Zeitzeugen – darunter Rudolf Höß – in Briefen und Selbstzeugnissen von ihren Hoffnungen, Befürchtungen und ihrem Alltag in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.«<sup>1</sup>

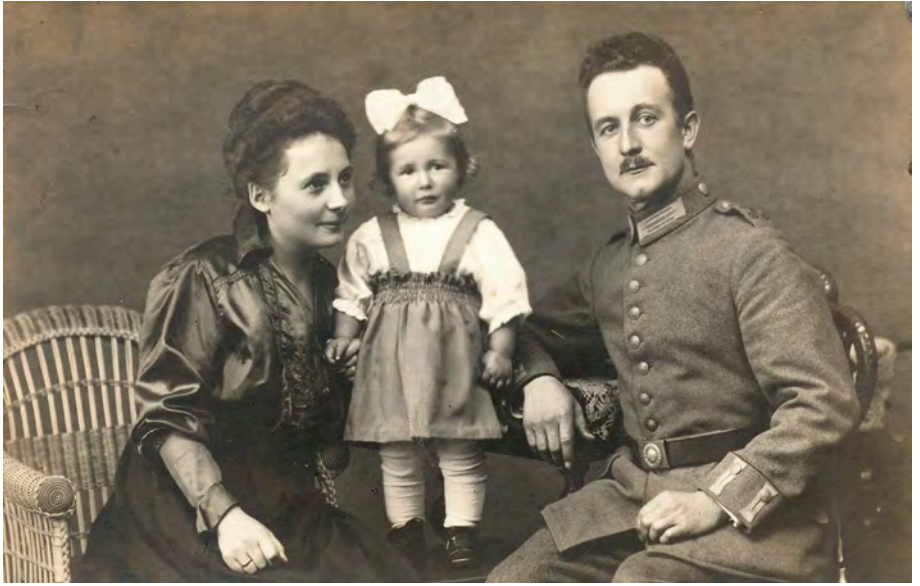
Dabei betonen die Macher besonders die individuelle Authentizität ihres Films: »Dieser Film beruht auf den Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen der handelnden Personen.« Dass die Macher der Serie mit dem KZ-Kommandanten von Auschwitz, Rudolf Höß, auch einen der prominentesten Vertreter des Holocaust wählten, gibt Anlass, gerade diese Erinnerungen kritisch zu hinterfragen – und sich dabei auch mit einer besonderen Opferbiographie zu befassen, die phasenweise engste Berührungspunkte mit dem Kommandanten von Auschwitz aufweist.

Bekanntlich schrieb Höß – auf Bitten des dortigen Staatsanwalts – in seiner Krakauer Todeszelle kleinere Dossiers und seine Lebensgeschichte nieder, was bis heute das gängige Bild über ihn prägt. Gerade diese Lebensgeschichte, von ihm selbst als »Meine Psyche. Werden, Leben und Erleben« titulierte, wurde zu seinem vermeintlichen politischen Testament, zu seiner Sicht der Dinge. Schon die ersten beiden Sätze wirken auf den unbefangenen Leser so, als wolle er hier reinen Tisch machen: »Im folgenden will ich versuchen, über mein innerstes Leben zu schreiben. Ich will versuchen, aus der Erinnerung wirklichkeitsgetreu alle wesentlichen Vorgänge, alle Höhen und Tiefen meines psychischen Lebens und Erlebens wiederzugeben.«<sup>2</sup> Mit solchen



Blick Richtung  
Gunzenbachtal.  
Alle Fotos, sofern nicht  
anders angegeben:  
MARCHIVUM

Sophie Stippel,  
geb. Greiner,  
mit Tochter Edith und  
Ehemann Friedrich  
Stippel, ca. 1917/18



Formulierungen und seiner Neigung zum scheinbar sachlichen Detail verlieh er seiner Autobiographie ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit und Authentizität. Und so fanden die Erinnerungen von Höß Eingang in nahezu jedes Standardwerk über den Holocaust. Sie sind wahrscheinlich auch deshalb zu einem offenbar unverzichtbaren Quellentext geworden, weil sie gegenüber den autobiographischen Erinnerungen der Opferseite eine der ganz seltenen Aufzeichnungen der Täterseite sind. Die Erinnerungen von Höß haben inzwischen die 27. Auflage erlebt, womit sie unter den Sachbüchern im deutschen Taschenbuchmarkt nach wie vor respektable Verkaufszahlen aufweisen.<sup>3</sup>

Auch beim *Krieg der Träume* waren diese Erinnerungen die Grundlage, um dem Zuschauer den Werdegang von Rudolf Höß bis 1939 vorzustellen.<sup>4</sup> Dabei hatte der Sender SWR schon in einem am 26. Januar 1995 ausgestrahlten Bericht selbst den Quellenwert der Erinnerungen in Frage gestellt, insbesondere die Eigenangaben zu seiner Kindheit und Jugend. In dem damaligen kurzen Fernsehbericht wurde darauf hingewiesen, dass Höß mindestens einige Details erfunden haben müsse. Zu Recht äußerte die Kommentatorin über Rudolf Höß und seinen Geburtsort, das beschauliche Gunzenbachtal bei Baden-Baden: »Kaum jemand weiß es, und hier will es auch kaum jemand wissen.« Die Reporterin dürfte wohl nicht erahnt haben, dass diese Feststellung noch bis ins Jahr 2018 gültig bleibt.

Ferner hielt in dem Bericht der Mannheimer Stadtarchivar Friedrich Teutsch die Meldekarte von Rudolf Höß in die Kamera, um zu dokumentieren, dass Höß bis Ende 1917 in Mannheim lebte. Obwohl er, folgen wir seinen Erinnerungen, zu diesem Zeitpunkt vorgeblich das Deutsche Reich als tapferer hochdekorierter Soldat an der Türkei-front verteidigte, Teutsch wies überdies in einer Publikation des Stadtarchivs Mannheim auf diese falschen Angaben von Rudolf Höß hin<sup>5</sup> – genutzt hat es wenig. Bis heute wird beispielsweise als sein Geburtsjahr 1900 kolportiert,<sup>6</sup> obwohl in Volker Koops leicht zugänglichem Buch über Höß von 2014 die Geburtsurkunde mit dem korrekten Geburtsjahr 1901 abgebildet ist, ebenso die Heiratsurkunde von Höß Eltern, worin klar hervorgeht, dass sein Vater 1875 geboren ist und sein Großvater somit kaum im Krieg

Ausweis

Schutzhäftling Stippel, Sophie Nr. 614/17 J. P. v.

Kdo: Privatwäscher Lagerkommandant

kann die Wache passieren. *Im Besitze*

der Lagerkommandant  
*Im*  
44 Stubenbandführer.

Auschwitz, den 1. IV. 42.

Der erste von drei Häftlingsausweisen für Sophie Stippel, datiert vom 1. April 1942. Er wurde vermutlich provisorisch ausgestellt und kurz nach der Ankunft des ersten Transports aus Ravensbrück nach Auschwitz von Lagerkommandant Rudolf Höß unterschrieben. Das Dokument weist aus, dass Sophie Stippel in Höß' Haushalt eingesetzt wurde.

1870 gefallen sein kann.<sup>7</sup> Höß, der also nachweislich erst 1901 geboren ist, wurde als sogenannter »weißer Jahrgang« nicht mehr zum Militär eingezogen und konnte gar nicht, wie in seiner ausschmückenden Anekdote behauptet, an der Ostfront gekämpft haben.

Mythen sind zählebig – und Rudolf Höß verstand es bravourös, solche auch über sein Privatleben in seine Autobiographie zu streuen.

### Ein Opferschicksal wird erzählt

Obwohl seit den 1990er-Jahren bekannt, schien überregional niemand sich für die Mannheimer Forschungsergebnisse zu interessieren. Doch dann brachte im Februar 2016 eine einfache Mail die Dinge erneut ins Rollen. Eine Familie Sander nahm mit uns Kontakt auf. Sie sandte uns in der Mail als Bildanhang einen Häftlingsausweis einer in Auschwitz inhaftierten Zeugin Jehovas.

Der Häftlingsausweis war auf die Mannheimerin Sophie Stippel ausgestellt,<sup>8</sup> unterschrieben von Rudolf Höß. Die Geschichte, die Familie Sander uns kurz schilderte, klang zunächst völlig unglaublich. Sophie Stippel und Rudolf Höß seien sich bereits in Mannheim begegnet und hätten sich dann 1942 in Auschwitz wiedertreffen – auf höchst unterschiedlichen Seiten: Während Sophie Stippel bereits seit vier Jahren im KZ interniert war, stand Rudolf Höß auf dem Höhepunkt seiner Karriere als Lagerkommandant von Auschwitz. Höß nahm Stippel, die mit dem ersten Transport von Ravensbrück am 26. März 1942 nach Auschwitz gekommen sein muss – mit diesem Transport kamen etwa 50 Zeuginnen Jehovas nach Auschwitz<sup>9</sup> –, als Arbeitshäftlinge für seinen Privathaushalt in Anspruch; sie musste fortan für ihn und seine Familie in der Küche arbeiten. Familie Sander fragte nun an, ob das MARCHIVUM helfen könne herauszufinden, seit wann und woher die beiden sich in Mannheim kannten und ob zu ermitteln sei, wie es dazu kam, dass sie sich in Auschwitz wieder begegneten. Der Grundstein für ein spannendes und bewegendes Projekt war damit gelegt. Wann kann man schon einmal eine sich mehrfach kreuzende Opfer- wie Täterbiographie

Blick in die Augartenstraße in Mannheim, ca. 1910. Im Haus Nr. 34 wuchs Sophie Stippel auf und wohnte noch in der NS-Zeit dort. Das Gebäude wurde bei einem Luftangriff 1943, als Sophie im KZ Auschwitz inhaftiert war, komplett zerstört.



in so einzigartiger Weise finden? Im Zuge der nun immer intensiveren Recherchen tauchten immer mehr Nachweise auf, dass die Geschichte, die Rudolf Höß von seiner Familie, seinem Umfeld und seiner Zeit bis 1933 erzählt hatte, schlichtweg völlig falsch war. Immer mehr offenbarte sich auch die tragisch anmutende Geschichte der Sophie Stippel, die traumatisiert vom plötzlichen Tod ihrer zweiten Tochter Amanda, Trost in der strikten Religionsgemeinschaft der Zeugen Jehovas suchte und dort auch fand, was nicht nur zu einem Bruch mit ihrer Familie führte, sondern auch zu ihrer Inhaftierung.<sup>10</sup>

### **Ein Doppelprodukt, um eine Geschichte zu erzählen**

Doch wie sollte diese Geschichte am besten neu erzählt werden? Zuerst war nur ein Dokumentarfilm im Gespräch, aber dann fiel die Entscheidung, die bislang nicht beachteten und neuen Erkenntnisse als Film und als Buch zu veröffentlichen. Mit letzterem sollten sie auch in den wissenschaftlichen Diskurs um Opfer und Täter einfließen. Für beide Produkte wurde der gemeinsame Untertitel »Zwei Wege nach Auschwitz« gewählt, um zu verdeutlichen, dass dieselbe Geschichte aus völlig unterschiedlicher Sicht erzählt wird. Dem Thema kann man sich also auf zwei Weisen annähern.

Ferner werden mit Film und Buch unterschiedliche Interessengruppen angesprochen. Denn anders als Fachbücher finden filmische Dokumentationen über den Holocaust seit Jahrzehnten große Resonanz und sprechen ein breiteres Publikum an. Gemeinsam ist beiden Produkten, dass sie die beiden Lebenswege so exakt wie möglich nachzeichnen: den von Rudolf Höß, dem früheren Lagerkommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz, und den von Sophie Stippel, einer Mannheimer Zeugin Jehovas, die viele Jahre Inhaftierung im Gefängnis und mehreren KZ überlebte. Nebeneinander werden familiäre Herkunft, Werdegang und potenzielle Berührungspunkte in Mannheim vor dem Ersten Weltkrieg erzählt. Weit driften diese unterschiedlichen biographischen

# THE COMMANDANT'S COOK

TWO PATHS TO AUSCHWITZ

A FILM BY  
KAREN STROBEL AND CHRISTINA STIHLER

IDEA KAREN STROBEL AND PROF. DR. ULRICH NIESS MARCHIVUM, MANNHEIM

SCRIPT & DIRECTOR CHRISTINA STIHLER PROJECT MANAGEMENT, RESEARCH & MANUSCRIPT KAREN STROBEL

PRODUCTION IDEAS FOR MILLIONS CAMERA DONNI SCHOENEMOND, JOANNA PIECHOTTA,

ANDREAS KAUFMANN, CHRISTINA STIHLER, MALTE PAPANFUSS

EDITING SVEN MÜNSTERMANN, TINA BAUSCH TRAILER EDITING TINA BAUSCH

SOUND AND CAMERA ASSISTANT PHILIPP RAINER MARIA, GIOVANNI ZEITZ, DOMINIK BAUM, MALTE PAPANFUSS

CONSULTING PRODUCER PHILIPP KOHL, SIMONE WENDEL DIRECTING ASSISTANT CHRISTINE HRYCAJ

GRAPHIC DESIGN DREI MEINER KOLLEGEN TEXT KAREN STROBEL AND CHRISTINA STIHLER FINAL SOUND MIXING CRYPTONSTUDIO

SUBTITLES SUBS HAMBURG TRANSLATION GEORG FELIX HARSCH SPEAKER SPRECHERSPRECHER DE SOUND ENGINEER ERIC MICHELIS

MUSIC AL PAGODA, ANDREA TONOLI, EVOLV, TAN POST, JEAN POL CORNELIS,

JIMMY SVENSSON, KEVIN GRAHAM, KYLE PRESTON, MAXIME HERVE,

ÖKUMENISCHES MÄNNERENSEMBLE MANNHEIM-LINDENHOF, TRISTAN BARTON

MARCHIVUM

FREUNDES  
KREIS  
MARCHIVUM

MANNHEIM

Filmplakat: The Commandant's Cook. Two Paths to Auschwitz. 2019.

Aktuell ist eine englischsprachige Fassung des Films in Arbeit, die dann auch online gestellt werden soll.



Szene aus dem Film:  
Gerald Sander, Enkel  
von Sophie Stippel,  
2017, beim Besuch der  
Mahn- und Gedenk-  
stätte Ravensbrück

Lebenswürfe in der Weimarer Republik auseinander, bis sie sich schließlich erneut im Konzentrationslager Auschwitz kreuzen. Offenbar gezielt nahm der KZ-Kommandant die frühere Metzgerstochter aus seinen Kindertagen in seinen Haushalt auf.

In dem Film von Karen Strobel und Christina Stihler werden die beiden Lebenswege in den geschichtlichen Kontext eingebettet, ohne dass der Zuschauer spezielles Vorwissen mitbringen muss. Gleichzeitig werden Bezüge zur Gegenwart geschaffen. Denn die Frage wird gestellt, warum jemand zum Täter wird, ein anderer zum Opfer. Wie konnte aus Rudolf Höß der menschenverachtende Massenmörder werden, und wie gelangte Sophie Stippel zu den Zeugen Jehovas und schließlich in die tödliche Maschinerie der Nazis? Dabei sollen strukturelle Rahmenbedingungen aufgezeigt werden. Namhafte Wissenschaftler wie Prof. Dr. Martin Bohus, Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Psychosomatische und Psychiatrische Psychotherapie am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit Mannheim, oder Prof. Dr. Nikolaus Wachsmann, Hochschullehrer am Birkbeck College der Universität London und einer der besten Kenner des Systems der Konzentrationslager, kommen im Film zu Wort. Beide, wie auch der Politologe und Extremismusforscher Prof. Dr. Hajo Funke von der Freien Universität in Berlin und Dr. Sabine Arend von der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, erklären dem Zuschauer Zusammenhänge, erläutern Strukturen, um ersichtlich werden zu lassen, wie viel die Themen der beiden Lebenswege heute noch mit uns zu tun haben. Sie ordnen die Persönlichkeiten in das Zeitgeschehen ein, um zugleich Hinweise darauf zu geben, welche gesellschaftlichen Modelle benötigt werden, um Radikalisierungen im politischen Raum zu vermeiden.

Einen anderen Weg, um die Geschichte zu erzählen, bietet das Buch von Prof. Dr. Wilhelm Kreutz und Karen Strobel. Es will besonders die historischen Inhalte des Films vertiefen und erweitern. Wer, durch den Film neugierig geworden, Näheres über die beiden Lebensgeschichten erfahren will, dem bietet das Buch eine Fülle an zusätzlichen Informationen und Einordnungen. In mehr klassisch wissenschaftlicher Form



gehalten, aber bewusst mit zahlreichen, bislang unveröffentlichten Abbildungen versehen, werden die neuen Erkenntnisse mit entsprechenden Quellenbelegen dargestellt. Damit sind die Ergebnisse für die Geschichtswissenschaft rezipierbar und können in den Diskurs um die Holocaustforschung einfließen.

### **Annäherung an einen Täter und ein Opfer**

Indes, wie immer, wenn neue Erkenntnisse gewonnen werden, tauchen neue Fragen auf und bleibt manches immer noch ungeklärt. Insofern soll die Publikation auch zur weiteren Forschung über Rudolf Höß wie seine Opfer anregen. Zugleich verbindet sich damit die Hoffnung, dass der Film wie das Buch beispielhaft wirken, um den Diskurs zwischen den Medien anzuregen. Denn Persönlichkeiten wie Rudolf Höß und Sophie Stippel sind durchaus komplex und nicht einfach in eine Schublade einzuordnen.

Eine legitime Frage lautet beispielsweise, ob man Höß als Menschen zeigen, gar für ihn ein gewisses Verständnis aufbringen kann? Die Antwort lautet unseres Erachtens: Ja, man darf! Wenn ein 16-jähriger bereits Vollwaise ist, in prekären kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwächst und dem wirtschaftlichen Elend zum Ende der Kriegszeit 1918 ausgesetzt ist, dann erregt dies zunächst einmal ein gewisses Mitleid. Doch dieses Mitfühlen kann nicht dazu führen, irgendetwas an diesem Lebensweg relativieren oder entschuldigen zu wollen. Es war uns vielmehr wichtig, Rudolf Höß vorurteilsfrei als Mensch zu begreifen, der, wie man heute sagen würde, eine schwere Kindheit erlebte, die er später völlig verdrängte und in anderem Licht darstellte. An seiner Schuld ändert dies nichts. Aber dem Zuschauer oder Leser soll ein Gefühl vermittelt werden, dass es sich beim späteren KZ-Kommandanten um einen Menschen handelt, dessen Lebensweg man auch emotional bis zu einem Punkt mitbegleiten kann, um dann umso schmerzlicher zu erkennen, zu was Menschen fähig sein können. Indes lassen seine frühen Jahre kein bereits feststehendes Muster für einen skrupellosen Massenmörder erkennen, der früh in seinem Umfeld auffällig wird. Und auch die Biographie von Sophie Stippel ist letztlich von einer Konsequenz, ja Radikalität, die einerseits



Lebenswirklichkeit der Familie Höß in Mannheim. In einem dieser mehrstöckigen Miethäuser in der Bellenstraße wohnte auch die Familie Höß zur Miete. In seiner Autobiographie streute Rudolf Höß allerdings die Mär, die Familie hätte ein eigenes herrschaftliches Haus und eigenes Dienstpersonal besessen.

imponiert, andererseits auch irritiert. Ihr Leidensweg zwischen Gefängnis, erneuter Verhaftung und schließlich Deportation ins Konzentrationslager ist in einem gewissen Sinne prototypisch für das harte Verfolgungsschicksal der Gruppe der Zeugen Jehovas in der NS-Zeit. Der Glaube gab ihr Kraft und eine plausible Erklärung dafür, dass der Verlust der Tochter als eine göttliche Prüfung zu begreifen und ein Wiedersehen mit dem geliebten Kind im Paradies möglich ist, wenn sie nur konsequent ihrer Religion treu bleibt. Sie verstand nun ihren Lebensweg als eine permanente Prüfung Gottes und nahm dafür auch die unmenschlichsten Haftbedingungen wie den Bruch mit der eigenen Familie in Kauf.

Gewiss wollten wir nicht im simplen Schwarz-Weiß-Muster die Lebenswege des »guten Opfers« und des »bösen Täters« darstellen, vielmehr die Bruchlinien in beiden Biographien herausarbeiten, die auf beiden Seiten zu radikalen Lebenswenden wie ideologischer Vereinnahmung – soweit man das vergleichen darf – führten und dann in einer schicksalhaften Wiederbegegnung in Auschwitz kulminierten.

Ebenso wichtig erschien es uns, Film und Buch visuell gut zu unterlegen. Neue bislang noch nicht publizierte Fotos konnten ermittelt werden. Alleine deren Ermittlung und Lizenzierung brachte das Projekt mitunter an seine Grenzen, sowohl arbeitstechnisch als auch finanziell. Ohne die großzügige Förderung seitens der Stadt Mannheim und das ehrenamtliche Engagement vieler Beteiligten sowie die großartige Unterstützung zahlreicher Fachkollegen wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen.

### **Vom langen Weg, Mythen zu dekodieren**

Nachdem Buch und Film auf dem Markt waren, stellten wir zunächst erstaunt fest, dass »Zwei Wege nach Auschwitz« zwar von verschiedener Seite zur Kenntnis genommen, aber nach wie vor Rudolf Höß wie gewohnt präsentiert wurde. Die Geschichte, die Höß uns in seinen Aufzeichnungen erzählt, scheint ja auch allzu verlockend zu passen, allzu plausibel. Aufgewachsen in einer vermeintlich wohlhabenden Kaufmannsfamilie, gepeinigt durch den tief katholischen Vater und geprägt von den Gräueln des Ersten Weltkriegs präsentiert sich Höß darin als idealistisch-patriotischer Soldat, der im Nationalsozialismus sein Heil sah und seine Pflicht erfüllte. Ja, so räumt er ein, er sei schuldig geworden, aber doch nur, weil er seine Pflicht erfüllte! Exakt so suggeriert es auch der Film »Aus einem deutschen Leben« mit Götz George von 1977<sup>11</sup> und eben die für 10 Millionen Euro produzierte Serie *Krieg der Träume*, die in 15 Ländern ausgestrahlt wurde und neuerdings in Kurzform für Planet Schule für den Schulunterricht zur Verfügung steht, per Download für neue Generationen Schülerinnen und Schüler verfügbar.<sup>12</sup>

Für die internationale Serie *Krieg der Träume* will man umfangreiche Archivrecherchen getätigt haben. Doch Höß wird hier wieder als Mitglied der verlorenen Soldatengeneration des Ersten Weltkriegs geschildert, als ein loyaler Soldat, der schicksalhaft den falschen Weg einschlägt. Die Darstellung seiner Person in manchen Szenen kann man nur als völligen Rückschritt bewerten. So wird auch der Parchimer Fememord von 1923 falsch gezeigt. Höß soll einen vermeintlichen Verräter namens Walter Kadow im Wald erschossen haben, während dieser auf den Knien um sein Leben flehte: »Nein, bitte nicht schießen, bitte nicht!« Doch noch weit erschütternder und historisch korrekt wäre gewesen, wenn die in den erhaltenen Prozessakten ermittelbaren Abläufe auch nur ansatzweise richtig dargestellt worden wären. Denn es waren deutlich mehr Perso-

nen, die den arglosen Walter Kadow betrunken machten, sodass er kaum noch wusste, wie ihm geschah. Sie verprügelten ihn außerhalb der Stadt erst ohne Skrupel, dann ein zweites Mal in eine Art komatöse Bewusstlosigkeit und verschleppten ihn erst dann in den Wald. Hier konnte der völlig Wehrlose gar nicht mehr kniend um sein Leben flehen, denn nicht nur, dass sein Stirnbein zertrümmert, der Unterkiefer und das rechte Jochbein gebrochen waren, man hatte dem noch Röchelnden auch die Kehle durchgeschnitten. Erst dann, so die Aussage der Beteiligten, wurden zwei Schüsse in den Kopf abgegeben.<sup>13</sup>

Auch ohne anatomische Kenntnisse wird deutlich, welche brutale Gewalteinwirkung bereits vor dem Kehlschnitt und den Schüssen auf Kadow durch die Tätergruppe ausgeübt worden sein muss.

Nicht einmal Rudolf Höß selbst hatte die Begebenheit so harmlos wie die Filmszene geschildert. Bereits ein Blick in die Kommentare von Broszats Ausgabe von 1963 oder gar in die 22 Aktenbände umfassenden Prozessunterlagen hätten das Geschehen relativ schnell aufklären können.<sup>14</sup> Höß selbst hat übrigens immer abgestritten, geschossen zu haben, insofern basiert die Darstellung im Film weder auf seiner eigenen Biographie noch auf den Prozessakten.<sup>15</sup> Hier wurde wohl aus dramaturgischen Gründen eine »Story« erzählt. Man fragt sich unwillkürlich, welche Rolle die beiden wissenschaftlichen Berater des Films, Prof. Dr. Daniel Schönflug und Prof. Dr. Johann Chapoutot, bei der Skripterstellung gespielt haben.

Zugegeben, auch wir waren nicht vollends gefeit vor dem Bild, das Höß durch seine Memoiren von sich geprägt hat. Während wir beispielsweise versuchten, viele offensichtliche Unwahrheiten bis 1933 zu berichtigen, hinterfragten wir manche andere Schilderung in seiner Biographie zunächst nicht. So hatten auch wir immer noch das Bild von seinem gestrengen, herrischen und soldatischen Vater im Kopf, selbst wenn dieser – anders als behauptet – weder im Dragoner-Regiment noch in Afrika gedient haben konnte. Angeblich beherrschte ihn der Vater, duldet keine Kompromisse, gab dem Sohn kaum eine Chance sich zu entfalten. Die Mutter Lina Höß wirkt dagegen in Höß Autobiographie liebevoll, sittsam und schwach. Als wir dann aber die Schilderungen der Witwe vor dem Notar entdeckten, kamen Zweifel auf.<sup>16</sup> Klang das nach dem Heimchen am Herd, das einem autoritären Ehemann wie ein zaghaftes Reh folgte und keusch und sittenstreng lebte? Denn es war die Witwe Lina Höß, die nachdem sie eine neue Ehe mit dem verwitweten Eisenbahnarbeiter Beyrle eingehen wollte, das Aufgebot auf dem Standesamt kurzerhand wieder auflöste und ein halbes Jahr später ein uneheliches Kind zur Welt brachte,<sup>17</sup> das nach wenigen Wochen starb.<sup>18</sup>

Hatte Rudolf Höß mit Hedwig Hensel nicht auch eine starke, bisweilen geradezu dominante Frau geheiratet? Die Aussagen des KZ-Häftlings und Zeitzeugen Stanislaw Dubiel über Hedwig Höß' Rolle in Auschwitz weisen ebenso darauf hin, wie die



Rudolf Höß als Angeklagter vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig. Zeichnung in der Neuen Leipziger Zeitung vom 13. März 1924, Seite 3



Beschreibung des Enkels Rainer Höb,<sup>19</sup> der sie auch als »Generalissima« bezeichnete.<sup>20</sup> Andere Hinweise auf die Rolle von Hedwig Höb bestätigen dies.<sup>21</sup> Bei einem Interview, das Peter Koppenhöfer 1988 mit der Schwester von Rudolf Höb, Maria Bühler, führte, wurde diese gefragt, ob der Vater damals die Kinder geschlagen habe.<sup>22</sup> Die Antwort war ein klares Nein, das habe er nicht, »er sei ein herzenguter, lieber Mann gewesen.«

### Eine Opferbiographie und ihr stiller Widerstand

Die Geschichte von Sophie Stippel hilft, dem KZ-Kommandanten und seinen falschen Erinnerungen auf die Spur zu kommen. Sie gehörte, wie erwähnt, der Opfergruppe der Zeugen Jehovas an, die lokal noch nicht völlig erforscht ist.<sup>23</sup> So sind momentan an die 70 Namen für die Verfolgten der Zeugen Jehovas in Mannheim bekannt. Mit Sophie Stippel wird ein Opferschicksal besonders transparent. Höb selbst hatte in seinen Memoiren die Bekanntschaft mit ihr nicht erwähnt, als er über sie schrieb: »Ein erfreu-

Häftlingsausweis von Sophie Stippel für den zweiten Aufenthalt im Konzentrationslager Ravensbrück. Demnach durfte sie das Lager verlassen, um in der Villa der Familie Höb zu arbeiten.

licher Gegensatz waren die Bibelforscherinnen, – Bibelbienen oder Bibelwürmer genannt. Leider waren es zu wenig. Trotz ihrer mehr oder weniger fanatischen Einstellung waren sie sehr begehrt. (...) Man brauchte für sie keine Aufsicht, keine Posten. Sie verrichteten fleißig und willig ihre Arbeit, denn dies war ja Jehovas Gebot. Zumeist waren es ältere deutsche Frauen (...). Ich hatte zwei ältere Frauen über drei Jahre lang im Haushalt.«<sup>24</sup>

Sophie Stippel kümmerte sich dabei rührend um die Kinder des Ehepaars Höb, was in einem ihrer Briefe auch aufscheint: »Wenn ich unserer Kleinen [gemeint ist Annegret Höb, geb. 1943, Anm. der Verfasser] die Flasche oder das Breichen bringe, so freut sie sich sehr, lacht mich an mit dem ganzen Gesichtchen auch wenn sie mich nur sieht so lacht's (...).«<sup>25</sup>

Auch mit Bezug auf seine Kinder erweist sich Höb' Selbststilisierung als höchst inkorrekt. In seinen Erinnerungen behauptet er, wegen der Kinder von einem erweiterten Selbstmord zusammen mit seiner Frau abgesehen zu haben. Sophie Stippel hingegen berichtet nach Kriegsende einem ihrer Glaubensbrüder: »Mir oblag die Betreuung der Kinder. Als dann die russische Front näher rückte, was auch zur Umsiedlung nach Ravensbrück führte, kam Herr Höb eines Tages mit folgendem Ansinnen zu mir. »Sie wissen, daß es hier zu Ende geht. Meine Frau und ich haben uns entschlossen, unsere Kinder ihrer Obhut zu überlassen und sie, wenn die Russen kommen, werden sie vergiften.« Dabei übergab er mir ein Behältnis mit mehreren Giftampullen. Auf meinen heftigen Protest hin, daß ich das »niemals tun würde«, wies er nur auf das Krematorium hin, mit dem Hinweis, daß ich auch »auf diesem Wege« das Lager verlassen könnte.« Sophie Stippel erklärte dann, dass das eines ihrer schlimmsten Erlebnisse im KZ war, sie »von da an oftmals und innig zu Jehova um Hilfe gebetet habe.«<sup>26</sup>

Dass Sophie Stippel, trotz langjähriger Haft in einem KZ, gerade diese Unterhaltung mit Höb als eines der schlimmsten Erlebnisse ihres Martyriums anführt, zeigt,

wie unfassbar ihr diese Forderung vorgekommen sein muss, aber auch, wie entschlossen sie war, notfalls ihr eigenes Leben zu opfern. Und noch etwas wird durch ihre Biographie sehr deutlich. Auch Insassen wie die Zeugen Jehovas waren keineswegs nur willige Arbeitsklaven im KZ-System. So gab Stanislaw Dubiel belauschte Gespräche aus der Kommandantur von Rudolf Höß zu Protokoll: »... damals [erklärte] Hoess, er sei überzeugt, dass er durch seine Tätigkeit in Auschwitz seinem Vaterlande gute Dienste leiste. Er sagte dies unmittelbar, nachdem Himmler die Frage der Vergasung von Menschen berührt hatte. Einen Teil dieser Diskussion hoerte ich persönlich, den Rest erzählten uns gefangene Frauen, und zwar Bibelforscherinnen, die in der Hauswirtschaft von Hoess beschäftigt waren. Diese beiden Frauen waren Deutsche, und entschiedene Gegnerinnen des Hitlersystems. Eine von ihnen namens Sophie Stippel kam aus der Geburtsstadt von Hoess, naemlich aus Mannheim-Ludwigshafen, kannte ihn seit der Kindheit, weil sie in der gleichen Strasse gewohnt hatten. Diese Frau war es, die mir sagte, dass während der zweiten Unterhaltung mit Himmler, Hoess wörtlich folgendes gesagt hat: ›Ich dachte, ich werde meinem Vaterland damit einen Dienst erweisen. (...) ›Sowohl die Frau Stippel wie auch ihre Kameradin haben uns immer die Gespräche über Lagerangelegenheiten berichtet, die sie mit anhoerten, sie warnten uns, wenn es notwendig war, besondere Vorsichtsmassnahmen zu treffen, wenn eine Denunzation oder sonst ein Unglück drohte. Dank ihrer Hilfe konnten wir in vielen Fällen, das Ärgste verhüten.«<sup>27</sup>



Wiedervereint! Sophie Stippel (links) mit Enkel Wilfried auf dem Arm, ihrer Tochter Edith Sander (rechts) sowie Babette Greiner (Mitte), Mutter von Sophie und Großmutter von Edith. Bild von 1946.

**Der Film:** Karen Strobel und Christina Stihler. *Die Köchin des Kommandanten. Zwei Wege nach Auschwitz*. MARCHIVUM digital Nr. 1. 2018 FSK: 12 Jahre. Laufzeit ca. 60 Min. ISBN 978-3-9817924-4-7. Trailer zum Film (1:54 min): *Die Köchin des Kommandanten. Zwei Wege nach Auschwitz*, unter: <https://vimeo.com/259221401>

**Das Buch:** Wilhelm Kreutz und Karen Strobel. *Der Kommandant und die Bibelforscherin: Rudolf Höss und Sophie Stippel. Zwei Wege nach Auschwitz* (Schriftenreihe MARCHIVUM Nr. 1). Herausgegeben von Ulrich Nieß. Mannheim, 2018. 240 Seiten mit 184 Abbildungen. ISBN 978-3-9817924-5-4.

Der Historiker und Archivar Prof. Dr. Ulrich Nieß ist seit 2001 Leiter des Stadtarchivs Mannheim, das 2018 in MARCHIVUM – Mannheims Archiv, Haus der Stadtgeschichte und Erinnerung umbenannt wurde. Ihm ist ein NS-Dokumentationszentrum angegliedert.

Karen Strobel ist nach dem Abschluss des Studiums der Anglistik, Ur- und Frühgeschichte und Klassische Archäologie seit 2005 Mitarbeiterin im MARCHIVUM. Im neuen NS-Dokumentationszentrum werden auch neue Konzepte für die Geschichtsvermittlung in Mannheim mitentwickelt.

- 1 Vgl. [www.swr.de/swr2/programm/sendungen/wissen/krieg-der-traeume-1/-/id=660374/did=22074394/nid=660374/19o69zv/index.html](http://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/wissen/krieg-der-traeume-1/-/id=660374/did=22074394/nid=660374/19o69zv/index.html) (URL-Abruf: 10. 2. 2019).
- 2 Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höß, hrsg. von Martin Broszat, München 1963, S. 23.
- 3 Für Auskünfte danken die Verfasser Dr. Andrea Wörle, Programmleitung Nonfiction der dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG; vgl. auch Der Kommandant und die Bibelforscherin: Rudolf Höß und Sophie Stippel. Zwei Wege nach Auschwitz. Mannheim, 2018, S. 209.
- 4 Der historische Berater Prof. Dr. Daniel Schönplflug – dessen Buch Kometenjahre. 1918: Die Welt im Aufbruch, Frankfurt 2017 die Hößsche Fabuliergeschichte wörtlich nahm –, erwähnt als Quelle für die Figur von Rudolf Höß auch das Buch von Volker Koop: Rudolf Höß. Der Kommandant von Auschwitz. Eine Biographie. Köln u.a. 2014. Wie zentral die Höß'sche Autobiographie in der Umsetzung von »Krieg der Träume« genommen wurde, verdeutlicht u.a. das Interview mit dem Schauspieler Joel Basman, vgl. [www.arte.tv/sites/de/das-arte-magazin/2018/09/10/hin-zum-boesen/](http://www.arte.tv/sites/de/das-arte-magazin/2018/09/10/hin-zum-boesen/) (URL-Abruf am 1. 2. 2019). Neben Daniel Schönplflug fungierte Prof. Dr. Johann Chapoutot als Berater.
- 5 Vgl. Friedrich Teutsch: Rudolf Höß – KZ-Kommandant von Auschwitz, in: Mannheim im Zweiten Weltkrieg 1939–1945, hrsg. von Jörg Schadt und Michael Caroli, Mannheim 1993, S. 65–67 sowie S. 191 f.
- 6 Vgl. [www.krieg-der-traeume.de/tv-serie/](http://www.krieg-der-traeume.de/tv-serie/), wo erneut behauptet wird: »Rudolf Höß, gespielt von Joel Basman, wird 1900 in Baden-Baden geboren«. (URL-Abruf am 1. 2. 2019). Vgl. auch [www.auschwitzundich.ard.de/auschwitz\\_und\\_ich/Portraet-Rudolf-Hoess,hoess102.html](http://www.auschwitzundich.ard.de/auschwitz_und_ich/Portraet-Rudolf-Hoess,hoess102.html) (URL-Abruf am 10. 2. 2019). Auf dieser Website der ARD wiederum der Klassiker: »Höß wird 1900 in Baden-Baden geboren. Sein Vater, ein Offizier im Ruhestand und »fanatischer Katholik«, stirbt, als Rudolf 14 Jahre alt ist. Der Vater hatte gewollt, dass Rudolf Priester wird, diesem Wunsch versucht der junge Höß zu entkommen: Mit 15 meldet Rudolf sich freiwillig zum Frontdienst im Ersten Weltkrieg und wird mit 17 Jahren jüngster Unteroffizier der deutschen Armee«. Das falsche Geburtsdatum 1900 im Wikipedia-Artikel über Rudolf Höß wurde inzwischen durch uns korrigiert.
- 7 Volker Koop. Rudolf Höß. Der Kommandant von Auschwitz. Eine Biographie. Köln, 2014, S. 18 und S. 90 f.
- 8 Sophie Stippel, geb. Greiner, \*28. 5. 1892 in Mannheim, †28. 8. 1985 in Weinheim im Alter von 93 Jahren. Zu ihrem jüngsten Enkel Gerald Sander hatte sie ein besonders inniges Verhältnis und vertraute ihm in vielen Gesprächen einen Teil ihrer Erlebnisse in der NS-Zeit an.
- 9 Zu den Zeugen Jehovas vgl. u.a. Terese Wontor-Chichy, Für den Glauben in Haft. Zeugen Jehovas im KL Auschwitz. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswiecim, 2006, S. 19 f sowie Sarah Helm. Ohne Haar und ohne Namen. Im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, Darmstadt 2016, S. 203 f.
- 10 Der Nachlass von Sophie Stippel wird im MARCHIVUM verwahrt unter Zug. 29/2016. Im Nachlass befinden sich drei Häftlingsaufweise, von denen zwei von Rudolf Höß unterschrieben sind. Leider sind viele Familienunterlagen vernichtet worden, als das Geburts- und Wohnhaus von Sophie Stippel in der Augartenstraße 34 im September 1943 bei einem Luftangriff zerstört wurde.
- 11 »Aus einem deutschen Leben« mit Götz George von 1976/1977 unter der Regie von Theodor Kotulla. Der Film erhielt das Prädikat »besonders wertvoll« und den Deutschen Filmpreis 1978 (Filmband in Silber). Vgl. [www.filmportal.de/film/aus-einem-deutschen-leben\\_ceb2a19db8d649c6b32c6d13f27d9207](http://www.filmportal.de/film/aus-einem-deutschen-leben_ceb2a19db8d649c6b32c6d13f27d9207) sowie den Filmtrailer auf Youtube [www.youtube.com/watch?v=OSZEOfSZPZo](http://www.youtube.com/watch?v=OSZEOfSZPZo) (URL-Abruf am 1. 2. 2019)
- 12 Vgl. [www.planet-schule.de/sf/filme-online.php?reihe=1607&film=10859](http://www.planet-schule.de/sf/filme-online.php?reihe=1607&film=10859) (URL-Abruf am 10. 2. 2019)
- 13 Der Gutachter Dr. Richard Pfreimbter aus Schwerin sah diesen Ablauf als wahrscheinlich an, auch wenn er es lediglich für beweisbar hielt, dass die Schüsse erst abgegeben wurden, als der Vorderschädel bereits eingeschlagen war. Der Gutachter kam zu dem Ergebnis, dass die Halsschnittwunde auf jeden Fall zum Tode geführt hätte. Nach dieser Analyse hätten sich die Mörder die Schüsse sparen können. Vgl. Prozessakte im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, R3003-12]-236-23, Bd. 16, S. 786 f.
- 14 In den umfassenden Anmerkungen zum Mordfall in Parchim auf S. 37 geht Martin Broszat eingehend auf die verharmlosende Darstellung ein. Siehe Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höß, hg. von Martin Broszat, München, 1963, S. 37 f.
- 15 Selbst im Zuge eines Gnadengesuchs 1928 bestritt Höß immer noch, geschossen zu haben. Siehe sein Schreiben an Frau Professor Hertel von 1928 in der Prozessakte Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde R 3003/12 J 236/23 Bd. 13, S. 43 f. (handschriftlich paginiert). Vgl. auch Rainer Höß, Das Erbe des Kommandanten, München 2013, S. 38 ff.
- 16 Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 276-2 IV, Nr. 26598 Testamentseröffnung Franz Xaver Höß.
- 17 MARCHIVUM, Standesamt Mannheim, Zug. 10/2012, Nr. 5152.
- 18 Geburt und Tod des Säuglings Kurt Anton Speck (\*5. 4. 1916 in Mannheim, †2. 5. 1916 ebd.) sind in den standesamtlichen Unterlagen im MARCHIVUM dokumentiert. Als Mutter ist die Witwe Pauline (=Lina) Höß, geb. Speck, angegeben, vgl. auch die Meldekarte von ihr, MARCHIVUM, Meldekarten, Altbestand, 1155\_0735.
- 19 Vgl. IFZ München, Sign. MSZ Rolle 1\_6 (Zeugenaussage Stanislaw Dubiel, deutsche Übersetzung)
- 20 »Nein diese Frau ließ nie locker. Wann immer sie einen Raum betrat, war damit das Zepher vergeben, der

beste Platz besetzt, die Hab-Acht-Stellung der anderen Anwesenden gesichert. Oma Hebdich, die Generalissima«. So schreibt Rainer Höß, *Das Erbe des Kommandanten*. München, 2013, S. 98. Die Berichte von Rainer Höß in seinem Buch sind für das Verständnis der Dynamiken in der Familie Höß aufschlussreich. Rainer Höß meldete sich nach Erscheinen des Films bei uns und betonte, in der Familie sei die Offizierskarriere des Großvaters immer wieder kolportiert worden, obwohl ihm selbst früh Zweifel kamen. Sein jüngstes Projekt ist der Film »Enkel«, siehe dazu

[www.footstepsonline.com/240707\\_world-premiere-enkel](http://www.footstepsonline.com/240707_world-premiere-enkel) (URL-Aufruf 1. 2. 2019)

21 Auch Stanislaw Kaminski spricht über Hedwig Höß ähnlich wie Stanislaw Dubiel, vgl.

[www.welt.de/vermischtes/article144216345/1965-Ach-ja-Auschwitz.html](http://www.welt.de/vermischtes/article144216345/1965-Ach-ja-Auschwitz.html) (URL-Aufruf am 1. 2. 2019)

22 Vgl. MARCHIVUM, Dienstakten, 16.81.20/3/2019.

23 Grundlegend immer noch: Erich Mathias und Hermann Weber (Hgg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim*. Mannheim 1984., S. 417–430, Sophie Stippel wird auf S. 505 genannt.

24 Vgl. Rudolf Höß, *Kommandant in Auschwitz*, hg. von Martin Broszat, 20. Auflage, München 2006, S. 174 f.

25 Brief Sophie Stippel vom 23. 4. 1944, in: MARCHIVUM, NL Stippel, Zug. 29/2016 Nr. 8.

26 Bericht von Max-Rolf Schuster, Glaubensbruder von Sophie Stippel. Die Aussage befindet sich heute in den Unterlagen zu Sophie Stippel, im Archiv Jehovas Zeugen in Deutschland, Selters/Taunus.

27 Vgl. Institut für Zeitgeschichte München, Sign. MSZ Rolle 1\_6 (Zeugenaussage Stanislaw Dubiel, deutsche Übersetzung).

# »Im Reich der Nummern, wo die Männer keine Namen haben«

HAFT UND EXIL DER NOVEMBERPOGROM-GEFANGENEN  
IM KZ SACHSENHAUSEN  
SONDERAUSSTELLUNG IN BERLIN, HOUSTON, TEXAS,  
UND DER GEDENKSTÄTTE UND MUSEUM SACHSENHAUSEN

*Astrid Ley*

Vom 27. Januar bis zum 31. Juli 2019 wird im Neuen Museum der Gedenkstätte Sachsenhausen die Sonderausstellung »Im Reich der Nummern« gezeigt. Sie wurde von der Gedenkstätte Sachsenhausen in Kooperation mit der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und mit Förderung des Hauptstadtkulturfonds sowie der Axel Springer Stiftung realisiert. Die Ausstellung war ab dem 9. November 2018 – dem 80. Jahrestags der Novemberpogrome 1938 – bereits im Abgeordnetenhaus Berlin zu sehen. Parallel zur dortigen Vernissage wurde sie auch im Holocaust Museum in Houston, Texas (USA), eröffnet, wo sie bis zum 31. Mai 2019 besucht werden kann.

Die Sonderausstellung über das »Reich der Nummern« betrachtet die Hafterfahrungen – und vor allem die Exilschicksale – jüdischer Männer, die in den Tagen nach der Pogromnacht ins KZ Sachsenhausen verschleppt worden waren. Damals wurden über 27000 männliche Juden im Deutschen Reich verhaftet und in Konzentrationslager überstellt, mindestens 6320 von ihnen nach Sachsenhausen. Der Titel der Sonderausstellung ist einem unpublizierten Erinnerungsbericht entlehnt, den ich im Sommer 2017 in der Londoner Wiener Library entdeckte. Der Autor jenes Berichts, Gerhard Nassau, ein junger Hachschara-Schüler aus Berlin, hatte die Erfahrungen seiner gut vierwöchigen KZ-Haft nach der »Kristallnacht« bereits 1941 im südamerikanischen Exil niedergeschrieben. Den Ort seiner Inhaftierung, das Konzentrationslager Sachsenhausen, bezeichnete er darin stets als »Country of Numbers«, ein »Reich der Nummern, wo die Zeit still steht und die Männer keine Namen haben«.

## **Zur Nummer reduziert**

Mit der Metapher spielte Nassau auf die Häftlingsnummern an: Bei der Aufnahme ins Konzentrationslager erhielt jeder Gefangene eine Nummer, die von nun an seinen Namen ersetzte. Die Nummern mussten – auf Stoffstreifen gedruckt – an der Häftlingskleidung getragen werden. Ziel der Prozedur war eine völlige Entindividualisierung der Gefangenen, die durch die uniformen Häftlingsanzüge und die kahl geschorenen Köpfe weiter verstärkt wurde.

Die zur Nummer reduzierten Männer wurden Teil einer anonymen Masse: »Damit war es nun geschehen«, so einer der Sachsenhausener Novemberpogrom-Gefangenen später, »ich war kein Mensch mehr, hatte keinen Namen mehr, ich war ein Häftling Nummer XYZ«. Und diese Verwandlung sahen viele der Männer als ihre schlimmste Hafterfahrung an – trotz all der Demütigung, Misshandlung und Qual, die sie in Sachsenhausen erleiden mussten. Der Oldenburger Kaufmann Siegfried de Beer schmuggelte »seine« Häftlingsnummer sogar bei der Entlassung heimlich aus dem Lager. Damit brachte er sich zwar in große Gefahr – wäre er entdeckt worden, hätte er das NS-Regime



kaum überlebt – er brachte sich aber auch in den Besitz eines Objekts, das wie kein zweites in der Lage war, das ihm in Sachsenhausen zugefügtes Unrecht zu dokumentieren. Der Stoffstreifen mit der Beers Häftlingsnummer »10259« schien mir daher ideale Ikonen für die Ausstellung zu sein. Es war eine große Ehre, als die Familie de Beer – die den Stoffstreifen in Argentinien aufbewahrt hatte, seit Siegfried dort 1939 angekommen war – uns das Objekt im Original anvertraute. Siegfried de Beers Sohn Marcelo überreichte den Stoffstreifen bei der Eröffnung in Berlin, zu der 17 Mitglieder der Familie de Beer aus Buenos Aires, London, Zürich und Tel Aviv angereist waren.

Es ist nur folgerichtig, dass auch Gerhard Nassau den Zeitpunkt seiner KZ-Entlassung als den Moment seiner Re-Humanisierung begriff. Von Mitte November 1938 an wurden jeden Tag einige Pogrom-Häftlinge wieder entlassen, zuerst vor allem Kranke und über 60-Jährige, später häufig Weltkriegsteilnehmer und Jugendliche. Im Dezember 1938 ließ die SS dann täglich etwa 150–250 der Männer frei, so dass Anfang 1939 noch knapp 1000 der ursprünglich 6320 Novemberpogrom-Gefangenen in Sachsenhausen

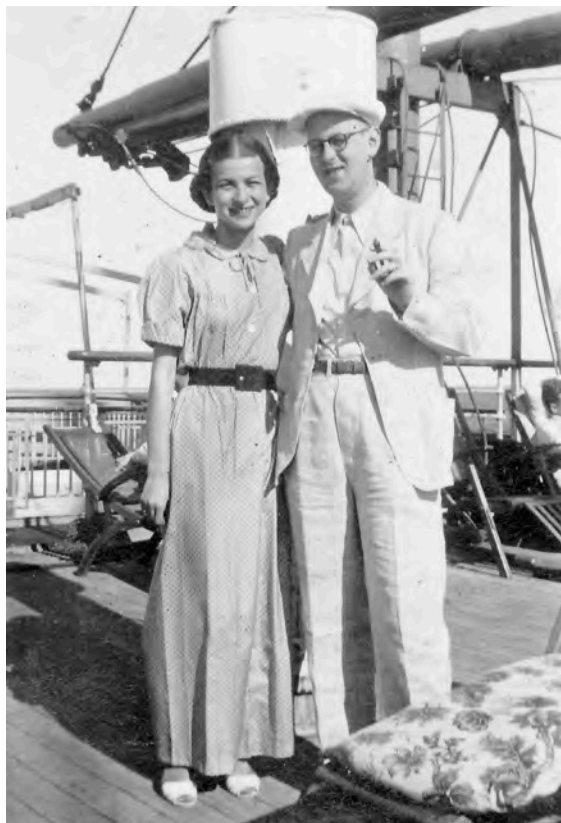
waren. Vor ihrer Freilassung mussten die Männer noch stundenlanges Appellstehen und andere Schikanen über sich ergehen lassen, bevor sie die Häftlingsuniformen gegen ihre eigene Kleidung tauschen durften. Nassau berichtete: »Sie durchsuchten unsere Taschen, damit wir keine Hinweise auf unseren Aufenthalt im Reich der Nummern mit nach draußen nahmen, als wären Frostbeulen und kahlrasierte Köpfe nicht Beweis genug. Wir mussten unsere Taschen von innen nach außen kehren. Manche von uns waren dabei zu langsam und bekamen zum Abschied einen Tritt. Wir erhielten unsere Geldbörsen und die anderen Wertsachen zurück und mussten dafür mit unserem Namen unterzeichnen. Nun waren wir nicht länger Nummern!«

### Erzwungene Auswanderung

Bei Recherchereisen in der Vorbereitungsphase des Projekts habe ich – vor allem in Israel und den USA – oft ungläubiges Staunen geerntet, wenn ich vom Thema der Ausstellung erzählte: Dass ins KZ geworfene deutsche Juden in einer bestimmten Phase des NS-Regimes wieder freigelassen wurden und emigrieren konnten, ist kaum bekannt. Doch die Massenverhaftungen nach den Novemberpogromen – mit reichsweit über 27000 KZ-Inhaftierungen – hatten zum Ziel, den Auswanderungsdruck auf die deutschen Jüdinnen und Juden massiv zu erhöhen. Aus diesem Grund wies die Gestapo vor allem finanziell bessergestellte männliche Juden nicht zu hohen Alters in Konzentrationslager ein. Mindestens 65 der wohl über 6320 nach Sachsenhausen gebrachten Männer kamen im Lager ums Leben. Die große Mehrheit der November-Häftlinge aber wurde bis zum Frühjahr 1939 unter der Auflage wieder entlassen, sofort Deutschland zu verlassen.



Ausstellungsankündigung »Im Reich der Nummern« mit Häftlingsnummer von Siegfried de Beer. Abb. Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (GMS)



Werner und Ilse Baer  
an Bord des Schiffs  
»Potsdam« auf dem  
Weg nach Südostasien,  
Dezember 1938.  
Foto: Miriam Gould,  
Melbourne

Familien durch die erzwungene Emigration der (Groß-)Eltern beeinflusst, die zuvor ihr Eigentum meist weit unter Wert hatten verkaufen müssen? Welche Schwierigkeiten waren bei der Beschaffung der nötigen Auswanderungspapiere zu überwinden? Was erwartete die Emigranten in ihren Zufluchtsländern, deren Sprachen viele anfangs nicht verstanden? Geling es den Vertriebenen, sich im Exil eine Existenz aufzubauen, die dem in Deutschland Erreichten halbwegs entsprach? Fanden sie eine neue Heimat? Diesen Fragen geht die Ausstellung aus der Perspektive von Kindern und Enkeln der in Sachsenhausen Inhaftierten nach, die bereit waren, vor der Kamera über die Auswirkungen der Ereignisse von 1938 auf das eigene Leben zu berichten, und über Erinnerungen an die Erzählungen der (Groß-)Eltern von Deportation, Gewalterfahrung, Flucht und Exil. Mit den Interviews wurden somit gezielt Familiennarrative »eingefangen«.

Einer der Interviewten ist Lothar Prager aus Melbourne (geboren 1938 in Berlin), der im Juni 2017 mit Frau und Töchtern in die Gedenkstätte Sachsenhausen kam. Dabei übergab er einen Brief, den seit Vater 1938 aus dem Konzentrationslager an seine Familie geschrieben hatte. Pragers Vater Georg, der im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg eine kleine Buchdruckerei betrieb, war nach dem 9. November 1938 in Berlin verhaftet und nach Sachsenhausen überstellt worden. Hier wurde er in einem der sogenannten »Judenblocks« untergebracht und musste im Außenkommando »Klinkerwerk« schwere körperliche Arbeit leisten. Nach gut 14 Tagen durfte er sich endlich bei seiner Familie melden. In einem Brief auf KZ-Vordruck riet er seiner Frau, sofort den Betrieb und

Nicht alle schafften das. Mindestens 1818 Männer, also fast ein Drittel der unter Maßgabe der Auswanderung aus Sachsenhausen entlassenen Pogrom-Häftlinge, wurden am Ende im Holocaust ermordet, wie die Recherchen zu einem Gedenkbuch ergaben, welches wir in der Ausstellung präsentieren. Manche vermochten nicht zu emigrieren – vor allem weil dafür immer höhere Auflagen galten. Sie wurden später in Ghettos und Vernichtungslager deportiert und ermordet.

Andere, die in Frankreich oder den Niederlanden Zuflucht fanden, gerieten ab 1940 erneut in die Gewalt der Deutschen und fielen ebenfalls dem Holocaust zum Opfer. Dennoch: Die Mehrheit der Pogrom-Häftlinge konnte in ein sicheres Exil-Land emigrieren und überlebte deshalb das NS-Regime und den Krieg. Ihre Kinder und Enkel kommen heute aus aller Welt in die Gedenkstätte Sachsenhausen, um sich den Leidensort ihrer Verwandten anzusehen.

#### **Familiennarrative zu Deportation, Gewalterfahrung, Flucht und Exil**

Die Begegnung mit diesen Angehörigen der zweiten und dritten Generation brachte mich auf die Idee zu dieser Ausstellung. Wie wurde das Leben jener



Walter de Beer  
(vorne links) mit Bruder  
Siegfried (vorne rechts)  
und anderen Verwand-  
ten in Damgast am  
Jadebusen, um 1927.  
Foto: Familie de Beer,  
Zürich

die Wohnung aufzulösen und alles für die Emigration vorzubereiten. Als Fluchtziele kamen aus finanziellen Gründen nur Südamerika oder Shanghai in Betracht. Für letzteres konnte Pragers Frau tatsächlich Schiffskarten ergattern. Im Januar 1939 – nach Haftentlassung und hastigem Verkauf der Druckerei – brach das Paar mit Säugling Lothar nach Südostasien auf.

Im sozial schwachen Bezirk Hongkou fanden sie eine kleine Wohnung, doch als Drucker konnte Prager in der chinesischen Stadt nicht arbeiten. Mühsam schlug sich die Familie durch Gelegenheitsjobs und den Verkauf mitgebrachter Haushaltsgegenstände durch. Nach Kriegsende konnte eine Cousine Einreisepapiere für Australien beschaffen.

1946 – nach acht Jahren Shanghai – siedelten die Pragers nach Melbourne über. Als Mitarbeiter einer jüdischen Druckerei brachte es Georg Prager wieder zu bescheidenem Wohlstand. Anfang 1960 starb er im Alter von knapp 56 Jahren.

Beim Interview in der Gedenkstätte Sachsenhausen sprach Lothar Prager ausführlich über die Erzählungen seiner Eltern und über seine eigenen Erinnerungen an Flucht und Exil. Sein Bericht ist in der Ausstellung in eine Familienbiographie der Pragers eingebettet, die mit bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten aus Familienbesitz – darunter natürlich auch der erwähnte Lager-Brief – illustriert ist. Zwölf solche Familienbiographien auf der Basis privater Unterlagen und Interviewsequenzen, zwölf solche Exilschicksale aus verschiedenen Zufluchtsländern, werden in der Ausstellung präsentiert.

## Exilschicksale als Verfolgungsschicksale

Es ist sehr wichtig nicht zu vergessen, dass auch diese »glücklichen Überlebensgeschichten« Verfolgungsschicksale sind. »Man wird dem Exil nicht gerecht«, hat Wolfgang Benz gesagt, »wenn man es nicht auch als Verfolgung begreift, die über die damals verfolgte Generation hinausreicht« – ein Umstand, den man auch in der aktuellen Flüchtlingsdebatte nicht deutlich genug betonen kann. Die Auswirkung jener Verfolgung auf die Kinder und Enkel der emigrierten November-Häftlinge – das Trauma der Flucht – ist eng mit der Tatsache verbunden, dass die Auswanderung lebensretend war. Viele Familien werden daher von einer Art »Überlebensschuld« geplagt: So haben sich die Angehörigen des Berliner Holzhändlers Werner Schindler, der 1939 nach fünfwöchiger KZ-Haft nach England floh, bei einem Gedenkstättenbesuch letztes Jahr absichtlich nicht bei uns gemeldet. In Anbetracht der vielen Todesopfer im KZ Sachsenhausen glaubten sie, dass sich niemand für einen überlebenden Häftling interessieren könne.

Familien wie die Schindlers, die wir in der Ausstellung präsentieren, hatten Deutschland unter unwürdigen Umständen verlassen müssen, nach Diskriminierung und Ausgrenzung, Misshandlung und KZ-Haft, ausgeplündert, verhöhnt, gedemütigt und tief verletzt. Alexander de Beer, der Sohn von Walter de Beer, der 1938 zusammen mit seinem bereits erwähnten Bruder Siegfried nach Sachsenhausen verschleppt worden war, erinnert sich noch genau daran, wie bitter enttäuscht sein Vater war: »Mein Vater wurde abgeholt von Freunden, Turnerkollegen eigentlich, in SA-Uniformen. Er war völlig überrascht. Mein Vater war ein sehr engagierter Turner, in vielen verschiedenen Sportarten, er war aktiv, mehrfach ausgezeichnet, und das war für ihn ein absolut schockierendes Erlebnis, dass seine eigenen früheren Freunde und Turnerkollegen ihn da verhaften und ihn dann durch die Straßen von Oldenburg treiben.«

Willy Levisohn, ein Kaufmann aus Hamburg – auch seine Geschichte wird in der Ausstellung erzählt –, wollte das ihm zugefügte Unrecht dagegen zunächst nicht wahrhaben. Levisohn kam am 23. November 1938 nach knapp zweiwöchiger Haft aus Sachsenhausen frei, weil seine Frau auf die Schnelle Einreisepapiere für Südamerika zu beschaffen verstand. Wie Sohn Mario später erzählte, konnte sie ihrem Mann dennoch nur mit Mühe davon abhalten, am Tag nach der KZ-Entlassung wie üblich zur Arbeit zu gehen: »Mein Vater hat sich sehr sicher gefühlt, weil er immer sagte: ›Ich habe mir ja nichts zu Schulden kommen lassen. Ich bin ein deutscher Soldat, was wollen die denn von mir?‹ Aber er hat sich nicht vorstellen können, dass ein anderer deutscher Soldat ihn festnehmen würde, nur weil er Jude ist. Das konnte er nicht kapieren ...«. Unter Tränen, so die Familienüberlieferung, bestieg der dekorierte Weltkriegsteilnehmer ein Schiff nach Uruguay.

Nicht wenige der aus ihrer Heimat Vertriebenen beschlossen in diesem Moment, nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ilse Blair, die Ehefrau des in Berlin geborenen Komponisten Werner Baer, die ich – sie ist mittlerweile fast 100 Jahre alt – im März 2018 in Melbourne kennenlernen durfte, ging Ende 1938 mit ihrem Mann ins Exil. Sie beschrieb ihre Gedanken bei der Abreise wie folgt: »Ich kann Ihnen etwas sagen: als ich jung war, war ich die geborene Berlinerin. Ich liebte es, ich liebte Berlin, ich fand es wunderbar [...] – absolut wunderbar in jeder Hinsicht. Und ich werde es nie vergessen: bevor wir weggingen, war ich in einem Zug, es war ziemlich weit oben und man guckte über die Stadt, und ich sagte mir: ich möchte das nie wiedersehen.«



Gedenkbuch für die im Holocaust ermordeten November-Häftlinge von Sachsenhausen. Foto: Hadas Tapouchi/GMS

### Auswanderungerschwernisse und Emigrationsziele

Trotz des massiven Auswanderungsdrucks, den NS-Deutschland auf seine jüdischen Bürger ausübte, waren diese mit zahlreichen Emigrationshindernissen konfrontiert. Viele Staaten schotteten sich gegen jüdische Flüchtlinge ab, und in Deutschland kämpften die verzweifelten Ausreisewilligen gegen bürokratische Hürden und staatliche Ausplünderung. So gab die am 26. April 1938 erlassene »Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden« den NS-Behörden die Möglichkeit, Vermögen jüdischer Bürger von über 5000 Reichsmark im Interesse »der deutschen Wirtschaft« zu sperren, so dass die Besitzer nicht mehr auf ihre Ersparnisse zugreifen konnten. Somit forcierte der NS-Staat zwar die Auswanderung jüdischer Bürger, ihre Vermögen sollten allerdings nicht ins Ausland gelangen, sondern dem Reichshaushalt zufließen.

Ohnehin wurden bei einer Auswanderung hohe Abgaben fällig, die einer Enteignung gleichkamen. Für einen Antrag auf einen Reisepass war eine »Unbedenklichkeitsbescheinigung« des Finanzamts nötig. Diese wurde nur erteilt, wenn alle steuerlichen Außenstände, eine »Reichsfluchtsteuer« sowie – seit den November-Pogromen – zudem eine »Sühneabgabe« beglichen worden waren. Nach dem NS-Terror vom 9. November 1938 verlangte der Gesetzgeber nämlich eine Milliarde Reichsmark »Sühneleistung« von den deutschen und österreichischen Juden. Inhaber von Vermögen über 5000 Mark mussten 20 Prozent davon als »Sühne« abführen. Über diese Zahlungen hinaus waren zahlreiche bürokratische Hindernisse auf dem Weg zu den erforderlichen Ausreisepapieren für das Deutsche Reich und den Einreisedokumenten für die Exilländer zu überwinden. Nicht zuletzt nutzen auch Geschäftspartner und Nachbarn die Notlage der Emigranten aus, die ihren Besitz verschleudern mussten. Wer das Glück hatte, Exil zu finden, musste also als mittelloser Flüchtling gehen, ohne jede Möglichkeit eines angemessenen Neuanfangs auf der Basis eigener Ersparnisse.

Was waren die Fluchtziele der aus dem Deutschen Reich vertriebenen Jüdinnen und Juden? Die wichtigsten und begehrtesten Exilländer waren Großbritannien und

die USA. Über 200 000 jüdische Verfolgte fanden dort während der NS-Zeit Zuflucht. Die Einwanderung war jedoch äußerst schwierig, auch wenn die beiden Staaten unter dem Eindruck der November-Pogrome ihre Immigrationsbestimmungen lockerten. Für Großbritannien konnten zunächst nur Angehörige bestimmter Berufsgruppen eine Aufenthaltserlaubnis erhalten, etwa landwirtschaftliche Fachkräfte oder Wissenschaftler. Im November 1938 liberalisierte das Land aber die Einreisebedingungen und nahm rund 10 000 jüdische Kinder und Jugendliche aus »Kindertransporten« auf. Seit Kriegsbeginn wurden die jüdischen Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich jedoch als »feindliche Ausländer« abgewiesen. Viele bereits Eingereiste wurden in Lagern interniert. Erst nach 1945 erfolgte ihre Einbürgerung.

Die Mehrheit der jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich – 140 000 Verfolgte – ging in die USA, wo Zuwanderer zumeist schon nach wenigen Jahren eingebürgert wurden. Der Zugang zu dem klassischen Einwanderungsland war über eine Nationen-Quote beschränkt. Für Deutsche und Österreicher standen jährlich nur gut 27 000 Quotenvisa zur Verfügung. Diese wurden aber seit den November-Pogromen fast ausschließlich an jüdische Flüchtlinge vergeben. Weiterhin existierten nicht-quotierte Visa z.B. für Personen mit besonderen beruflichen Qualifikationen. Inhaber von Quoten-Visen mussten die Bürgerschaft eines US-Staatsangehörigen vorweisen, der bereit war, notfalls finanziell für den Betroffenen einzustehen. Viele frühere jüdische Einwanderer fungierten bereitwillig als Bürgen, wenn es darum ging, verfolgte Verwandte und Freunde in die USA nachzuholen.

Eine andere attraktive Exilregion war das britische Mandatsgebiet Palästina, das – nach den USA – die meisten jüdischen Flüchtlinge aufnahm. Etwa 60 000 Jüdinnen und Juden aus Deutschland und Österreich wanderten zwischen 1933 und 1941 dorthin aus. Die jüdische Einwanderung nach Palästina wurde über ein Zertifikatssystem reguliert. Dieses umfasste zum Beispiel ein »Kapitalisten-Zertifikat«, für das ein gewisses Vermögen nötig war, und ein Jugend-Zertifikat für Minderjährige aus dem zionistischen Spektrum. Als die britische Mandatsmacht die Einwanderungsquoten 1939 infolge arabischer Aufstände massiv drosselte, nahm die illegale Immigration stark zu.

Mangels besserer Alternativen entschieden sich viele deutschsprachige Jüdinnen und Juden für Lateinamerika, wo Aufenthaltsgenehmigungen vom Nachweis einer Arbeitsstelle oder einem bestimmten »Vorzeigegeld« abhängig waren. Wegen der herrschenden Korruption existierten aber auch Zugangsmöglichkeiten mit Touristen- oder Transitvisen. Beliebtestes Exilland Lateinamerikas war Argentinien, das stark europäisch geprägt war und einen guten Lebensstandard bot. Die meisten der rund 30 000 deutschsprachigen jüdischen Flüchtlinge ließen sich in der kosmopolitischen Metropole Buenos Aires nieder, die dadurch bald zum jüdischen Zentrum Lateinamerikas wurde. Das ebenfalls von europäischen Einwanderern geprägte kleine Land Uruguay nahm während der NS-Zeit etwa 7 000 deutschsprachige Flüchtlinge auf.

Das abgelegene Südostasien dagegen war als Fluchtziel unbeliebt. Die Schiffspassagen waren teuer, die klimatischen, hygienischen und sozialen Bedingungen schwierig, die Kultur erschien fremdartig. Weil aber immer mehr Länder ihre Grenzen schlossen, flohen nach den November-Pogromen zehntausende Jüdinnen und Juden nach Shanghai. Die Hafenstadt entwickelte sich wegen ihres politischen Sonderstatus 1938 zu einem der letzten Zufluchtsorte für die verfolgten Juden. Da für die Einreise kein

Visum nötig war, trafen bis 1941 weit über 18 000 deutschsprachige Flüchtlinge dort ein. Relativ viele von ihnen waren in Konzentrationslagern inhaftiert gewesen und nahmen deshalb notgedrungen die schwierigen Lebensbedingungen in Kauf.

Australien schließlich, die »Terra incognita« auf der Südhalbkugel, war ebenfalls kein Traumziel für die meisten Emigranten. Es galten äußerst restriktive Einwanderungsbestimmungen gegenüber Juden, die unter anderem ein »Landungsgeld« vorweisen und einheimische Bürgen haben mussten. Seit 1938 existierte eine jährliche Aufnahme-Quote von 5 000 Personen, aber schon ab Herbst 1939 war der Fluchtweg nach Australien kriegsbedingt abgeschnitten. Bis dahin hatten etwa 7 000 Verfolgte Zuflucht gefunden. Über 2 000 weitere deutschsprachige jüdische Flüchtlinge erreichten Australien gegen ihren Willen. Sie wurden nach Kriegsbeginn von den Briten als »feindliche Ausländer« auf den Fünften Kontinent gebracht und interniert.



### **Auswirkungen von Vertreibung und Flucht auf die nachfolgenden Generationen**

Konnten die jüdischen Flüchtlinge in ihren Exilländern heimisch werden? Wie beeinflusste die Erfahrung von Vertreibung und Flucht ihr weiteres Leben? Welche Lehren haben sie und ihre Kinder daraus zu ziehen versucht? Für alle in der Ausstellung porträtierten Familien gilt, dass sie ihren Exilländern sehr dankbar für die gewährte Zuflucht waren. Um etwas von der selbst erfahrenen Hilfe zurückzugeben, unterstützte der Berliner Architekt Hermann Baum, der als einer von nur 7 000 deutschsprachigen Jüdinnen und Juden mit offiziellem »Landing Permit« nach Australien gekommen war, dort andere Flüchtlinge beim Bau von Eigenheimen.

Einige Familien integrierten sich recht gut in die Gesellschaft ihrer neuen Heimatländer, andere fühlten sich im Exil nie zu Hause, wie zum Beispiel Willy Levisohns Sohn Mario, der 1940 in Uruguay zur Welt kam und immer nur Deutsch mit seinen Eltern sprach: »Offen gesagt, ich habe mich nie richtig als Uruguayer gefühlt. [...] Unter den wenigen Sachen, die meine Eltern ins Exil mitgebracht haben, waren alle Bücher von Goethe, Heine ... Meine Mutter konnte Goethe fast auswendig – unglaublich – und ich habe davon viel mitbekommen, viele Lieder, Opern. Ich habe praktisch die deutsche Kultur im Blut mitbekommen; sehr wenig von Uruguay. Meine Eltern waren immer sehr, sehr, sehr dankbar, dass Uruguay sie aufgenommen hat. Aber ich hab mich nie als Uruguayer gefühlt.«

Wie bei vielen jüdischen Flüchtlingen spielte die deutsche Sprache und Kultur im Exilhaushalt der Levisohns stets eine wichtige Rolle. Mit Deutschland und den Deutschen aber hatte Levisohn gebrochen – nicht einmal »Wiedergutmachungszahlungen« wollte er annehmen, als Opfer von NS-Verfolgung ab 1953 Entschädigung für materielle und immaterielle Einbußen bekommen konnten. Walter de Beer, der Anfang 1939 nach Palästina floh, 1947 aber in die Schweiz übersiedelte, vermied es zeitlebens nach

Marcelo de Beer bei der Übergabe der Haftlingsnummer seines Vaters während der Ausstellungseröffnung am 8. 11. 2018 in Berlin. Foto: Astrid Ley/GMS

Ausstellungsbereich zu dem Emigrationszielen in Lateinamerika und Palästina.  
Foto:  
Sven Hilbrandt/GMS



Deutschland zu reisen, außer, wenn er die Gräber seiner Vorfahren besuchen wollte. Nach der Erinnerung seines Sohns Alexander hatte er »eine erstaunliche Distanz« zu seiner früheren Heimat gewonnen.

Die Erfahrungen von Flucht und Exil prägten das weitere Leben der porträtier-ten Familien erheblich. Werner Schindler zum Beispiel, dessen Angehörige, wie oben erwähnt, »inkognito« in die Gedenkstätte kamen, verheimlichte seine jüdische Herkunft nach 1945 konsequent – wohl um sich und die Seinen vor weiterer antisemitischer Verfolgung zu bewahren.

Erst kürzlich fanden seine heute in Australien lebenden Nachkommen heraus, dass sie jüdische Wurzeln haben. Einige der für die Ausstellung Interviewten siedelten später nach Israel über in der Hoffnung, ihren Kindern und Enkeln das von ihren Eltern Durchgemachte zu ersparen, wie Levisohns Sohn Mario: »Als ich jung war und die ganze Geschichte von meinen Eltern hörte [...], da habe ich mir selbst gesagt, ich will nicht das durchmachen, was meine Eltern ..., ich will nach Israel auswandern und will, dass meine Kinder dort immer leben können. Und nicht, wie meine Vorfahren, die ca. 300, 400 Jahre [...] in Frankfurt und in Hamburg gelebt haben, und eines Tages mussten sie raus. Das ist der Grund, dass ich dann nach Israel gegangen bin.«

Viele Angehörige der zweiten und dritten Generation verfolgen aufmerksam die politische-gesellschaftliche Entwicklung und sind sich der Gefährdungen, die aus bestimmten politischen Konstellationen erwachsen können, sehr bewusst. Der schon mehrfach erwähnte Walter de Beer erzog seine Kinder gezielt zur Toleranz, ermutigte sie, für die Menschenrechte einzustehen und sich karitativ zu engagieren. Zugleich aber legte er großen Wert auf ihre schulische und berufliche Ausbildung. Sein Sohn Alexander verriet mir den Grund: »Meine Eltern setzten unglaublich viel Zeit ein und auch finanzielle Mittel, um uns zu unterstützen und zu fördern, mit der Idee, dass sich ja so etwas wiederholen könnte, und das Einzige, was man da mitnehmen kann [...] ist das, was man im Kopf gespeichert hat, und das ist erforderlich, um dann an einem





Astrid Ley beim Interview mit Levisohns Sohn Mario Barlevi in Tel Aviv.  
Foto: Itamar Wexler

neuen Ort zu versuchen, eine neue Existenz aufzubauen. Das hat uns doch sehr, sehr stark geprägt.«

Die Ausstellung »Im Reich der Nummern, wo die Männer keine Namen haben. Haft und Exil der Novemberpogrom-Gefangenen im KZ Sachsenhausen«, die aus analog und digital präsentem Bildmaterial, Audioinstallationen sowie diversen interaktiven Videostationen besteht, wurde als barrierearme Wanderausstellung in einer deutsch-englischen und einer rein englischen Fassung konzipiert. Teile der Ausstellung und weitere Informationen sind im Internet verfügbar:

[www.in-the-country-of-numbers.com](http://www.in-the-country-of-numbers.com)

Die deutsche Version der Ausstellung kann ausgeliehen werden. Sie lässt sich flexibel an Ausstellungsräume zwischen 40 und 200 qm anpassen und ist mit einem Kleintransporter bewegbar. Es fallen außer Aufbau und Transport keine Kosten an. Für die Nachproduktion der rein englischen Version können »ready-to-print-files« sowie die digitalen Monitorinhalte zur Verfügung gestellt werden. Kontakt: [Ley@stiftung-bg.de](mailto:Ley@stiftung-bg.de).

Dr. Astrid Ley ist stellvertretende Leiterin der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. Sie hat die Sonderausstellung »Im Reich der Nummern, wo die Männer keine Namen haben« kuratiert.

# Die Wannsee-Konferenz und ihre Stellung in der israelischen Erinnerung an die Shoah

ERFAHRUNGEN ISRAELISCHER JÜDISCHER BESUCHERINNEN UND BESUCHER IN DER GEDENK- UND BILDUNGSSTÄTTE HAUS DER WANNSEE-KONFERENZ

*Aya Zarfati*

## Einleitung

Am 21. Januar 2018, dem 76. Jahrestag der Wannsee-Konferenz, veranstaltete die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz (GHWK) in Berlin eine Diskussion mit der Holocaust-Überlebenden Batsheva Dagan, die hierzu eigens aus Israel anreiste.<sup>1</sup>

Die erste Frage, die ihr in Raum 9 der Ausstellung gestellt wurde, den die Gedenkstätte als den Raum ausweist, in dem die Wannsee-Konferenz stattfand,<sup>2</sup> lautete: »Was ist das für ein Gefühl, hier und heute, in diesem Raum zu sitzen und zu uns zu sprechen?«

Dagan antwortete: »Es ist wie ein surrealistischer Traum von damals. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, dass ich in meinem Leben jemals in diesem Haus sein werde.<sup>3</sup> Dies ist der Ort, an dem die Ermordung der europäischen Juden geplant wurde, die sogenannte »Endlösung«. Durch diesen Ort habe ich meine Familie verloren. Meine Eltern, drei Schwestern und zwei Brüder und alle Verwandten mütterlicherseits, die fromm waren, wurden ermordet. Dies ist der Ort, der wie kaum ein anderer Ort Auswirkungen auf mein Leben hat. Ich habe überlebt. Und nun bin ich hier, sehr gerührt, mit Ihnen hier an diesem Ort zu sein, mit so vielen Interessierten, die heute hier sind. Das ist alles, was ich sagen kann.«<sup>4</sup>

Dagans Antwort belegt sehr gut, welche Bedeutung die Wannsee-Konferenz für Jüdinnen und Juden (Israelis und Angehörige anderer Staaten) bei ihrem Erinnern an die Shoah besitzt: Es handelt sich um einen Ort, der unmittelbar mit dem eigenen tatsächlichen oder möglichen Schicksal verknüpft ist.

Betrachtet man die Stellung der Wannsee-Konferenz im deutschen Diskurs, so findet man sie vor allem im akademischen Kontext. Man begegnet ihr im Umfeld der Historiker, die zu ergründen versuchen, warum das Treffen vom 20. Januar 1942 stattfand.<sup>5</sup> Die Suche nach dem Begriff »Wannsee-Konferenz« im Online-Katalog der Joseph Wulff Bibliothek der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz ergibt nicht weniger als 280 Treffer an Büchern und Zeitschriften, die entweder auf Deutsch verfasst wurden oder wichtig genug erschienen, um ins Deutsche übersetzt zu werden.<sup>6</sup> Dieselbe Suche in der Online-Bibliothek der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem, und zwar mit dem hebräischen Ausdruck »רעיידת ואננה«, lieferte nur fünf Ergebnisse. Nur zwei der Werke haben Israelis verfasst, nur eines ein Historiker.<sup>7</sup> Bei einem der fünf Treffer handelt es sich um das erste und einzige Buch über die Wannsee-Konferenz, das auf Hebräisch verfasst wurde. Die beiden Journalisten Itamar Levin und Shlomit Lan veröffentlichten es 2012 unter dem Titel »Issue: Extermination. The Wannsee-Konferenz and the final solution«. Der Band erschien am 70. Jahrestag der Wannsee-Konferenz. Er führt keine neuen Erkenntnisse oder Materialien zu den historischen Ereignissen



Die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz.  
Alle Fotos: Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz

im Vorfeld oder Nachgang zur Wannsee-Konferenz ein, sondern fasst den Forschungsstand zu jener Zeit zusammen.

Eine des Hebräischen unkundige Person, die nach Informationen über die Wannsee-Konferenz sucht, würde sicherlich auf den britischen Historiker Mark Roseman und seine 2002 veröffentlichte Publikation »The Villa, The Lake, The Meeting« stoßen.<sup>9</sup> Diese wurde direkt nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt und trägt dort den Titel »Die Wannsee-Konferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte«.<sup>10</sup> Ins Hebräische wurde das Buch nie übersetzt, und die Suche nach ihm oder seinem Autor in hebräischen Suchmaschinen erbrachte keine Ergebnisse. Doch das bedeutet keineswegs, dass die Wannsee-Konferenz für die israelische Erinnerung an die Shoah weniger wichtig ist. Tatsächlich soll dieser Aufsatz das genaue Gegenteil belegen: Die israelische Auseinandersetzung mit der Wannsee-Konferenz ist jedoch nicht wissenschaftlicher oder akademischer Natur – sie ist emotional und identitätsstiftend.

Das Ziel dieses Beitrags besteht darin, die Bedeutung der Wannsee-Konferenz und der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz im Rahmen des israelischen Erinnerungsdiskurses zu untersuchen. In den Blick genommen wird dabei nicht nur die Bedeutung für die erste Generation der Holocaust-Überlebenden wie Batsheva Dagan, sondern auch für die zweite, dritte und vierte Generation. Diese Arbeit soll auch die Erfahrungen israelischer Jüdinnen und Juden bei ihrem Besuch der Gedenkstätte beschreiben: ihre Reaktionen darauf, ihr Umgang mit dem Ort, mit der Ausstellung und insbesondere mit ihrer eigenen Identität während eines solchen Besuchs. Hierfür werden verschiedene Quellen genutzt. Bei einer von ihnen handelt es sich um die Auswertung einer Forschungsarbeit zu den Besucherinnen und Besuchern, die 2017 in der Gedenkstätte durchgeführt wurde. Um deren Ergebnisse besser zu erläutern, werden Hilfsquellen herangezogen. Zu nennen sind die Berichterstattung in den Medien, der israelische Lehrplan mit den Abschlussprüfungen im Fach Geschichte sowie ein offizieller Besuch der Gedenkstätte durch alle Mitarbeiter der israelischen Botschaft in Berlin im April 2017.

## Die Wannsee-Konferenz und die Einrichtung der Gedenk- und Bildungsstätte

Bei dem Haus der Wannsee-Konferenz, oder für viele Israelis schlicht der »Villa Wannsee«, handelt es sich um eine im süd-westlichen Berliner Vorort Wannsee gelegene Villa. Das Wohnhaus wurde 1914/1915 im Auftrag einer nicht-jüdischen deutschen Familie errichtet und 1940 von einer Geheimorganisation der SS (»Stiftung Nordhav«) gekauft. Zwischen 1941 und 1945 diente es der SS als Gästehaus für Offiziere des Geheimdienstes und der Geheimpolizei. Am 20. Januar 1942 versammelten sich dort auf Einladung von Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamts (RSHA), fünfzehn SS-Mitglieder und Ministerialbeamte, um »die Endlösung der Judenfrage« zu erörtern, woran sich ein Frühstück anschloss. Der Ausdruck, den Reinhard Heydrich für diese Zusammenkunft ursprünglich verwendete, lautete »Besprechung«, ein gewöhnliches Arbeitstreffen. Die Bezeichnung »Wannsee-Konferenz« wurde erstmalig nach 1945 verwendet.<sup>11</sup> Entgegen landläufiger Ansicht war sie nicht der Ort, an dem die Entscheidung zur Ermordung sämtlicher europäischer Juden getroffen wurde. Stattdessen wurde dort die Umsetzung eines zuvor auf höherer Ebene (Hitler und seine Minister) getroffenen Beschlusses erörtert. Die fünfzehn Teilnehmer waren dabei nicht aufgefordert, ihre Ansichten zu der Frage als solcher vorzutragen. Vielmehr sollten sie die Interessen ihrer jeweiligen Behörden bei der Umsetzung dieser Entscheidung abstimmen und wahren. Für viele Jahre hielt man die Wannsee-Konferenz tatsächlich für den Ort, an dem die Entscheidung für die Auslöschung der europäischen Juden fiel. Es scheint allerdings, als habe der Wandel des historischen Wissens keinen Einfluss auf die Wahrnehmung der Konferenz als Ort der Entscheidung. Selbst wenn Besuchende mit dem Ende des Mythos über die Konferenz konfrontiert werden, tragen sie oft unmittelbar danach in das Gästebuch ein, dass sie »an jenem Ort stehen, an dem die Entscheidung zur Vernichtung aller Juden fiel«.<sup>12</sup> Der Historiker Peter Klein schrieb von einem »verbreiteten Bedürfnis [...], außergewöhnliche geschichtliche Ereignisse mit konkreten Entscheidungssituationen zu belegen« – wobei die systematische Verfolgung und Ermordung von sechs Millionen Juden ein solches Ereignis darstellt.<sup>13</sup>

Das Protokoll der Wannsee-Konferenz wurde Anfang März 1947 in den Akten des Auswärtigen Amtes entdeckt, als Mitarbeiter des stellvertretenden Hauptanklägers der Vereinigten Staaten Robert Kempner gegen führende Nazi-Ministerialbeamte ermittelten. Laut diesem Dokument, das Reinhard Heydrich dem Unterstaatssekretär Martin Luther am 26. Februar 1942 übermittelte, gab es 30 Abschriften des Protokolls. Die aufgefundene Abschrift (als Nummer 16 gekennzeichnet) ist bis heute das einzige erhaltene Exemplar. Das Protokoll der Wannsee-Konferenz ist eine einzigartige Quelle, denn es handelt sich um das einzige erhaltene Dokument, in welchem das Ziel des staatlich geförderten Massenmords so eindeutig formuliert ist. Die Seite sechs des fünfzehn Seiten umfassenden Dokuments ist eine von Adolf Eichmann erstellte Statistik. Sie beschreibt den quantitativen und geografischen Umfang der »Endlösung«: über 11 Millionen Juden in mehr als 30 europäischen Ländern.

Die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz wurde 50 Jahre nach dem Ereignis eröffnet, an dessen Folgen sie erinnert: am 20. Januar 1992. In der Zeit zwischen der Befreiung Berlins durch sowjetische Truppen und der Einweihung der Gedenkstätte beherbergte das Gebäude das August Bebel Institut der Sozialdemokratischen Partei (von Februar 1947 bis Januar 1952) und diente Klassen aus dem Berliner Bezirk Neukölln als »Schullandheim« (1952–1988).



Eine deutsch-israelische Austauschgruppe im Gespräch nach einer Führung durch die Ausstellung

Das Haus der Wannsee-Konferenz wird als ein authentischer Ort wahrgenommen. Da jedoch erst 1992 eine Gedenkstätte auf dem Gelände eröffnet wurde, bestand kein Bewusstsein für die Notwendigkeit, den Ort in genau demselben Zustand zu erhalten wie zur Zeit seiner Nutzung durch die SS (1941–1945). Im Lauf der Jahre wurde die Villa mehrmals umgebaut. Es sind daher nur noch wenige Teile der ursprünglichen Innenraumgestaltung sichtbar.<sup>14</sup> Das einzige originale Artefakt der Gedenkstätte ist genau genommen die Villa selbst. Eine für die Gedenkstätte interessante Frage, wie etwa in welchem Raum das Treffen tatsächlich stattfand, war während der Ermittlungen und des Prozesses gegen Adolf Eichmann verständlicherweise nicht von Belang. Es gab auch keinen Versuch, die von ihm im Verlauf des Prozesses erwähnte Stenografin zu finden.

In seinem einflussreichen Werk über Geschichte und Gedächtnis erläuterte Pierre Nora, dass das Gedächtnis externe Unterstützung und konkrete Bezugspunkte benötigt, durch welche es dann existiert, wenn die persönliche innere Erlebnisweise der Erinnerung abnimmt und schwindet.<sup>15</sup> Das Haus der Wannsee-Konferenz bietet eine solche externe Unterstützung und gehört daher zu den Erinnerungsorten (*lieux de mémoire*) – jenen gewissen Orten, in denen sich aufgrund einer als fortbestehend empfundenen historischen Kontinuität das Gedächtnis verkörpert.<sup>16</sup> Nora betrachtete Gedächtnis und Geschichte als Gegensätze und schrieb: »Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit [...] Weil das Gedächtnis affektiv und magisch ist, behält es nur die Einzelheiten, welche es bestärken.«<sup>17</sup> Die Reaktionen und Kommentare israelischer Besucherinnen und Besucher auf einen solchen »Erinnerungsort« verraten uns somit mehr über die Gegenwart als über die Vergangenheit. In Anlehnung an Nora lässt sich sagen, dass der Standort einer Gedenkstätte ein Eigenleben hat, und dass seine Bedeutung von den Menschen abhängt, die ihn besuchen. Die Bedeutung für eine nationale Gruppe könnte sich daher erheblich von derjenigen unterscheiden, die ihr von einer anderen zugeschrieben wird.

Angehörige der israelischen Armee besuchen die Gedenkstätte im Rahmen des Programms »Witnesses in Uniform«, 2009



Für die Gedenkstättenpädagogik in Deutschland ist die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz ein *Täterort* – ein Ort, der vor allem die Täter in den Blick nimmt. Obwohl an diesen Orten weitreichende und oft unheilvolle Entscheidungen des Nazi-Regimes erfolgten, wurde dort niemand ermordet. Sie unterscheiden sich deutlich von den *Opferorten*, bei denen die Täter im Hintergrund stehen, und der Schwerpunkt auf der Würdigung der Opfer liegt (wie etwa ehemalige Konzentrationslager).<sup>18</sup> Wie dieser Aufsatz zeigen wird, nehmen Israelis die Gedenkstätte anders wahr und verwischen, ignorieren oder negieren jene Unterteilung in *Täter- und Opferorte* bewusst oder unbewusst.

### **Die Bedeutung der Wannsee-Konferenz im israelischen Erinnerungsdiskurs**

Welche Wichtigkeit der Ort der Wannsee-Konferenz im Rahmen der israelischen Erinnerung an die Shoah hat, lässt sich nur begreifen, wenn man die Bedeutung Adolf Eichmanns in der israelischen Erinnerungskultur versteht. Zu betrachten ist zudem der Stellenwert der Konferenz in den israelischen Schulabschlussprüfungen im Fach Geschichte.

In Israel ist Adolf Eichmann vermutlich der nach Adolf Hitler bekannteste Nazi-Verbrecher. Ich kann mich nicht erinnern, wann oder in welchem Kontext ich seinen Namen zum ersten Mal hörte. Als Gymnasiastin im israelischen Bildungssystem war ich jedoch überzeugt davon, dass er einer der wichtigen Nazi-Generäle war, der vermutlich in direktem Kontakt zu Hitler stand, den er wahrscheinlich gelegentlich zum Mittag- oder Abendessen traf. In der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz arbeite ich seit acht Jahren mit israelischen Erwachsenen und Schülerinnen und Schüler, die dort weiterführende Schulen besuchen. Mir ist nie ein Israeli begegnet, der den Namen Adolf Eichmann vor dem Besuch der Gedenkstätte noch nie gehört hatte.

Als Organisator der Deportationen zwischen Oktober 1941 und 1945 spielte der SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann eine führende Rolle im Holocaust. Für Israe-



»Witnesses in Uniform«,  
2009

lis ist seine Wichtigkeit innerhalb des nationalsozialistischen Systems unzweifelhaft: Er war einer der wichtigsten und bösartigsten Nazis (auf Hebräisch bezeichnet als גדול המרצחים, הצורר הנאצי – der große Mörder, der Nazi-Tyrann)<sup>19</sup> und wurde daher gesucht, gefangen genommen und in Israel vor Gericht gestellt. Eichmann aufzuspüren und ihn durch eine Geheimoperation des Mossad in Argentinien gefangen zu nehmen, gilt als einer von Israels größten Erfolgen aller Zeiten – obwohl Israel erst 2011 die Verantwortung für die Durchführung der Gefangennahme übernahm.<sup>20</sup>

Am 23. Mai 1960 gab Israels Premierminister David Ben-Gurion bekannt, dass Eichmann – »einer der wichtigsten nationalsozialistischen Kriegsverbrecher« – gefasst war.<sup>21</sup> Die historische, politische und gesellschaftliche Bedeutung für den jungen jüdischen Staat lag auf der Hand: Das Land der Opfer hatte nun eine Machtposition inne. Die früheren Opfer waren jetzt diejenigen, die Gerechtigkeit für die an ihnen begangenen Verbrechen übten. Der Prozess selbst sollte das zionistische Narrativ von der Negation der Diaspora und der Auferstehung des jüdischen Volkes im Land Israel formen. Er hatte immense Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Überlebenden in der israelischen Gesellschaft und veränderte die israelische Erinnerung an die Shoah von Grund auf. Man spricht daher oft über den Erinnerungsdiskurs in Israel *vor* und *nach* dem Eichmann-Prozess.<sup>22</sup>

Die zentrale Rolle, die der Eichmann-Prozess und Eichmann als Person in Israel haben, beeinflusst natürlich die Bedeutung der Wannsee-Konferenz. Die Verbindung zwischen beiden könnte tatsächlich ein Problem für die Vermittlung historischer Fakten darstellen: Falls der Eichmann-Prozess zu Israels größten Erfolgen zählt, muss die Bedeutung von Eichmann innerhalb des Nazi-Systems gewahrt bleiben. Die Bedeutung der Konferenz zu schmälern, heißt die Bedeutung Eichmanns zu schmälern – den Eichmann-Prozess herabzusetzen und dadurch den Erfolg Israels herabzusetzen. In anderen Worten: Adolf Eichmann muss wichtig bleiben, und deshalb muss auch die Wannsee-Konferenz bedeutsam bleiben. Zwischen beiden besteht eine symbiotische Beziehung: Sie sind voneinander abhängig.

Auf das hierarchisch angeordnete Organigramm in Raum 9 der Dauerausstellung der Gedenkstätte reagieren israelische Bürgerinnen und Bürger üblicherweise mit Verwirrung oder Verblüffung darüber, dass Eichmann den niedrigsten Rang unter den fünfzehn Teilnehmern bekleidete. Dies passt nicht zu dem Narrativ, mit dem die Besuchenden aufwuchsen.

Am 12. Oktober 2015 führte Michael Goldman-Gilead (ehemaliger Ermittler der israelischen Spezialeinheit »Bureau 06«, die für die Ermittlungen im Fall Adolf Eichmanns und seine Befragung zuständig war) ein Gespräch mit Schülerinnen und Schüler des Schiller-Gymnasiums in Berlin Charlottenburg und ging dabei auf diese Diskrepanz ein. Goldman-Gilead verfocht den Standpunkt, Eichmann sei in der Hierarchie der Judenvernichtung nur fünf Stufen von Hitler entfernt gewesen.<sup>23</sup> Der israelische Historiker Tom Segev beschrieb die Bedeutung Eichmanns aus der Perspektive der Verfolgten sehr treffend: »Eichmann war der ranghöchste Nazi-Beamte, der Kontakte zu Vertretern jüdischer Gemeinden hatte und wurde stärker mit dem Holocaust identifiziert als jeder andere – außer Hitler selbst –, obwohl er nicht der ranghöchste Beamte in der Vernichtungsmaschinerie war.«<sup>24</sup>

Bezeichnend ist auch, wie die nationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in ihrer Dauerausstellung aus dem Jahr 2005 mit der Diskrepanz zwischen Eichmanns Rang und dem israelischen Narrativ umging. Die Geschichte der Wannsee-Konferenz wird in Galerie Nummer 5 des Museums erzählt. Sie trägt den Titel »Massenmord – Die ›Endlösung‹ beginnt«. Anstelle eines Organigramms sieht man die Teilnehmer der Wannsee-Konferenz rings um einen Tisch versammelt. Als Initiator der Wannsee-Konferenz steht Reinhard Heydrich alleine am Kopf der Tafel. Bei den übrigen Teilnehmern lassen sich keine Unterschiede bezüglich der Dienstränge erkennen.

### **Die Wannsee-Konferenz als Teil des Lehrplans für Geschichte**

In einer weiterführenden Schule ist die Abschlussprüfung in Geschichte Pflicht. Ein 1980 vom israelischen Parlament verabschiedetes Gesetz verpflichtete alle Schülerinnen und Schüler der weiterführenden Schulen zur Beschäftigung mit den Lerninhalten »Holocaust und Heldentum«<sup>25</sup>. Die »Endlösung« und in ihrem Rahmen die Wannsee-Konferenz sind wesentliche Bestandteile des Curriculums. Sie tauchen daher in allen für die Abschlussprüfung zugelassenen Geschichtslehrbüchern auf.

Ich habe die Abschlussprüfungen von 2005 bis 2018 untersucht. Mit Ausnahme der in den Jahren 2006 und 2008 abgehaltenen Prüfungen wurde bei jedem Examen eine Frage zur Wannsee-Konferenz gestellt. Diese Fragen tauchen in Teil II der Prüfungen auf, in dem eine von drei Fragen zu beantworten ist. Die Geschichtsprüfung findet dreimal im Jahr statt.

Im Jahr 2011 gab es bei allen drei Terminen eine Frage zur Wannsee-Konferenz. Neben Fragen dazu, warum die Wannsee-Konferenz einberufen wurde, und welche Angelegenheiten bei ihr erörtert wurden, wiederholt sich ein Aspekt jedes Jahr in unterschiedlichen Formulierungen – jener der »Totalität der ›Endlösung‹«. Hier ein Beispiel aus dem Winterexamen 2012:

»Historische Quelle: Protokoll der Wannsee-Konferenz (20. Januar 1942) und die Vernichtung der ungarischen Juden.

A. Betrachten Sie die Tabelle, die ein Bestandteil des Protokolls der Wannsee-Konferenz ist, und erläutern Sie die Totalität der ›Endlösung‹, wie sie sich aus der Tabelle ergibt.«<sup>26</sup>



Oder aus dem Winterexamen 2015:

»Bitte erläutern Sie, inwiefern sich die Totalität der ›Endlösung‹ in dem Protokoll der Wannsee-Konferenz widerspiegelt.«<sup>27</sup>

Im Sommerexamen 2015 taucht zum ersten und einzigen Mal eine Frage zu dem Moment der Entscheidung auf:

»5. Die Wannsee-Konferenz.

A) Historiker behaupten, dass die Entscheidung bezüglich der ›Endlösung‹ vor der Wannsee-Konferenz erfolgte. Bitte liefern Sie ein Argument, um diese Behauptung zu untermauern, und bitte erläutern sie, warum die Wannsee-Konferenz einberufen wurde. (13 Punkte).

B) Bitte erläutern Sie, inwiefern sich die Totalität der ›Endlösung‹ in dem Protokoll der Wannsee-Konferenz widerspiegelt. (12 Punkte)«<sup>28</sup>

Die Konfrontation mit der Totalität der »Endlösung«, also mit der Auslöschung jeder einzelnen Jüdin, jedes einzelnen Juden, bedeutet eine Auseinandersetzung mit der denkbaren oder potenziellen »eigenen« Vernichtung. Wie in den nächsten Abschnitten erläutert, führt dies dazu, dass sich israelische Besucherinnen und Besucher auf spezielle Art mit der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz auseinandersetzen und beschäftigen.

### **Besucherkforschung in der Gedenkstätte**

Die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz liegt in Berlin – einer Stadt, die sich in den letzten fünfzehn Jahren eines wachsenden Zuspruchs bei Touristen erfreut. Diesem Trend folgen auch die israelischen Touristen, die Berlin zu einem ihrer beliebtesten Reiseziele machten.<sup>29</sup> Der Grund für diese Beliebtheit bei Israelis ist schon für sich genommen ein faszinierendes Thema, das hier aber zu weit führt. Die Tatsache, dass sich die Gedenkstätte in Berlin befindet, trägt zweifellos zu ihrer Popularität bei denjenigen Besuchern bei, die sie vielleicht nicht aufgesucht hätten, wenn sie andernorts gelegen wäre. Demgemäß sollte man Folgendes im Blick behalten: Berlin bietet Menschen, die sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah beschäftigen wollen, viele Gelegenheiten, ohne die lange Fahrt in den Vorort Wannsee antreten zu müssen.

Für den internen Gebrauch erstellt die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz Besucherstatistiken. Hierbei werden keine Individualbesucher erfasst, sondern nur Gruppen, die sich für einen Besuch angemeldet haben (mit oder ohne Führung). In der Statistik der internationalen Gruppen in den Jahren 2000 bis 2016 bilden israelische Besucherinnen und Besucher (mehrheitlich Erwachsene) eindeutig den größten Besucheranteil der Gedenkstätte. Sie stellen bis zu 30% aller internationalen Gruppen. An zweiter Stelle folgen britische Schülergruppen, die bis zu 25% aller internationalen Gruppen ausmachten. In einem zweiten Diagramm sind die israelischen Besucherinnen und Besucher nach Jahren aufgeschlüsselt. Es belegt eine enorme Zunahme der Zahl israelischer Touristen: von weniger als 2000 Personen pro Jahr zu Beginn des Jahrtausends, auf annähernd 6000 im Jahr 2005 und mehr als 13000 im Jahr 2010.

Organisierte Ausflüge in die Stadt veranstalten sowohl in Berlin tätige israelische Touristikunternehmen als auch die großen Reiseagenturen in Israel. Viele von ihnen bieten »Potsdam und die Villa Wannsee« als Tagestour an. Üblicherweise beginnt diese

Tour mit Gleis 17 des Bahnhofs Berlin-Grunewald und setzt sich mit einem Besuch im Haus der Wannsee-Konferenz fort. Dann lässt sie den Holocaust hinter sich und führt weiter zu den Gärten von Sanssouci und den Geschichten vom Königshaus der Hohenzollern in Potsdam.

Welche Bedeutung der Besuch der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz für die Anmeldung zu einer solchen Tour hat, lässt sich nur schwer einschätzen. Es wurde daher versucht, möglichst viele unabhängig bei der Gedenkstätte Eintreffende anzusprechen, da ihre Motivation für den Besuch unzweifelhaft vorhanden ist. Die Autorin hat umfangreiche Beobachtungen israelischer Gruppen in der Gedenkstätte durchgeführt. Hierbei zeigte sich: Die Mitglieder aus solchen organisierten Gruppen haben nur sehr wenig Zeit für den eigentlichen Besuch und beschäftigen sich kaum mit der Ausstellung. Es lässt sich auch sagen, dass sie die Beschäftigung damit zumindest an einem bestimmten Punkt abbrechen müssen, für den weniger persönliches Interesse als zeitliche Beschränkung ausschlaggebend ist. Von den befragten Personen kamen 26% mit einer organisierten Gruppe zu der Gedenkstätte und 74% in eigener Regie.

Ein Fragebogen lässt sich nicht isoliert betrachten, und er stellt nicht notwendigerweise eine verlässliche Quelle dar. Manche Menschen geben nicht ihre wirklichen Ansichten preis, und sie tun dies aus den unterschiedlichsten Gründen. Zunächst einmal beseitigt die Zusage der Anonymität nicht die Sorgen bezüglich der besten Art der Selbstdarstellung. Menschen haben häufig eine (zutreffende oder unzutreffende) Vorstellung davon, welche Antworten von ihnen erwartet werden. Diese Vorstellung vernebelt ihre tatsächlichen Antworten. Im Gegensatz zu einem Test, der von einzelnen Personen bearbeitet wird, wurde bei den Fragebögen hingegen anderes beobachtet: Viele Menschen füllten sie gemeinsam mit den Personen aus, mit denen sie die Gedenkstätte besuchten – ihren Angehörigen und Freunden. In einigen Fällen wurde offenkundig die Sichtweise einer dominanten Person innerhalb einer solchen Gruppe übernommen oder kopiert. Dies geschah gelegentlich sogar mit genau denselben Worten.

Die Ergebnisse können auch direkt oder indirekt (bewusst oder unbewusst) durch die Person beeinflusst werden, welche die Fragen formuliert. Es stellt sich zudem die Frage nach der Repräsentativität: Wie viele Fragebögen sind für die Durchführung einer repräsentativen qualitativen Forschung erforderlich? Die forschungsleitende Fragestellung ist allerdings nicht statistischer Natur. Vielmehr soll die Bedeutung der Wannsee-Konferenz im Rahmen der israelischen Erinnerung an die Shoah erläutert werden. Außerdem sollen Komponenten dieses Erinnerungsdiskurses identifiziert werden, soweit sie sich in der Auseinandersetzung mit der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz widerspiegeln. Ich teilte 150 Fragebögen aus und erhielt 132 ausgefüllte Fragebögen zurück.

### **Der Fragebogen**

Der Fragebogen umfasst elf Fragen. Vielfach werden einfache Angaben erfragt, die kein großes Nachdenken erfordern. Beispiele sind, ob dies der erste Besuch in der Gedenkstätte ist, ob die Idee des Besuchs bereits bei den Reisevorbereitungen in Israel aufkam, ob der Besuch individuell erfolgte oder mit einer organisierten Touristengruppe usw. Acht der elf Fragen sind Multiple-Choice-Fragen. Da Kommentare auf Hebräisch viel



Raum in den Gästebüchern der Gedenkstätte einnehmen, wurden jene Kommentare in drei der elf Fragen thematisiert. Die letzten drei Fragen sind offene Fragen. Die erste Frage betrifft die Dauerausstellung. Die beiden letzten Fragen adressieren hingegen direkt die persönliche Verbindung zwischen den Besuchern und der Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah sowie deren Bedeutung in der Gegenwart.

Übertragung eines Gesprächs mit Batsheva Dagan am 76. Jahrestag der Wannseekonferenz, Januar 2018

### **Auswertung**

Von den befragten 132 Besuchern hatten 87% lange vor ihrem Berlin-Besuch Informationen über die Wannsee-Konferenz, 13% erfuhren zum ersten Mal während ihrer Reise davon. Den Eichmann-Prozess in Jerusalem nannten 9% als erste ihnen bekannte Erwähnung, 19% antworteten, sie könnten sich nicht an den genauen Zeitpunkt erinnern, »hatte aber auf jeden Fall davon gehört«, und 59% gaben an, im Unterricht an ihrer weiterführenden Schule zum ersten Mal davon gehört zu haben.

Ich habe die Umfrageteilnehmer nicht nach Einzelheiten, wie ihrem Alter, gefragt, die eine Identifikation erlaubt hätten. Dennoch belegen die Antworten auf diese Frage, wie breit das Spektrum der israelischen Gedenkstättenbesucher ist. Neben der ersten und zweiten Generation Holocaust-Überlebender, die sich an den Eichmann-Prozess erinnern, sind auch die dritte und vierte Generation vertreten, die an der weiterführenden Schule von der Konferenz erfuhren.

Den Besuch der Gedenkstätte beschlossen 71% der Umfrageteilnehmer bereits, als sie in Israel ihre Reise planten. Für 90% aller Umfrageteilnehmer war dies der erste Besuch im Haus der Wannsee-Konferenz. Von den Individualbesuchern, die an der Befragung teilnahmen, verbrachten 36% zwischen 30 Minuten und einer Stunde in der Ausstellung, 37% verbrachten mehr als eine Stunde in der Ausstellung und 13% zwei Stunden oder mehr. Von den Besuchern, die mit einer Gruppe kamen, verbrachten 50% eine halbe Stunde oder weniger in der Ausstellung und 50% zwischen einer halben und einer ganzen Stunde.

Nur 20% der Befragten gaben an, dass sie einen Kommentar im Gästebuch hinterlassen hatten – 93% von ihnen auf Hebräisch. Dazu erklärten jedoch 52%, dass ihr Kommentar für alle Besucherinnen und Besucher der Gedenkstätte bestimmt war. Das soll als Aussage nicht bestritten werden. Doch ist ein Kommentar auf Hebräisch abgefasst, können ihn nur israelische Besucherinnen und Besucher auch wirklich lesen. Dies stellt einen möglichen Widerspruch dar. Die Kommentierenden geben folgende Zielgruppen an: An Deutsche richten sich 8%, 33% an israelische Landsfrauen und -Männer, 4% an die das Personal der Gedenkstätte sowie weitere 8% an imaginäre Gruppen, teilweise Opfer, teils Täter.

Mehrfach erkundigten sich israelische Besuchende, ob ich für die Jewish Agency oder Yad Vashem tätig sei. Aus diesem Grund wurde die Frage hinzugefügt: »Wer finanziert Ihrer Meinung nach die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz und ihre Bildungsaktivitäten?«. Im Mai 2014 schrieb ein israelischer Besucher in das Gästebuch »Wer hätte 1942 gedacht, dass israelisches Geld eines Tages Bildungsaktivitäten in diesem Haus finanzieren würde, das als Meilenstein im Verlauf der Vernichtung der jüdischen Menschen diene. Unfassbar! Ich habe erwartet, zusammenzubrechen, wenn ich hierher käme. Ich kam gestärkt heraus! D. Kalir«<sup>30</sup>

Von den Befragten dachten 7%, die Gelder stammten von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, 19% gaben an, es handele sich um eine Kombination israelischer und deutscher Gelder. Die Mehrheit der Teilnehmer – 75% – nannten entweder die deutsche Regierung oder die Stadt Berlin als Geldgeber. Weil manche Umfrageteilnehmer mehr als eine Antwort markierten, addieren sich die Zahlen in diesem Fall nicht zu 100%. Die Mehrheit der befragten israelischen Besucherinnen und Besucher nahm jedenfalls die Gedenkstätte als einen deutschen Ort mit einer Finanzierung durch deutsche Stellen wahr.

Eine statistische Auswertung zu den offenen Fragen (9–11) ist kompliziert. Weist man die gegebenen Antworten verschiedenen Kategorien zu, addierten sich diese nicht zu 100%. Zudem darf man aus einer bestimmten Antwort Teilnehmender nicht den Schluss ziehen, dass er oder sie die Antworten der anderen Umfrageteilnehmer auf dieselbe Frage unbedingt ablehnen würde.

Die Frage Nummer 9 bezog sich auf die Dauerausstellung der Gedenkstätte. Die Besucherinnen und Besucher wurden gefragt, ob sie etwas in der Ausstellung vermissen, und was das gegebenenfalls wäre. Durch diese Frage lässt sich also möglicherweise etwas über die Erwartungen israelischer Besucherinnen und Besucher erfahren, und zwar in Anbetracht des spezifischen Kontextes, aus dem sie kommen. Von den Befragten gaben 19% an, dass sie Erklärungen auf Hebräisch vermissen. Diese Beanstandung habe ich unzählige Male gehört. Das gilt nicht nur für das Haus der Wannsee-Konferenz, sondern auch für das Jüdische Museum, in dem ich von 2012 bis 2016 tätig war. Für mich zeigt sich hier eine Verbindung zu zwei repräsentativen Elementen des israelischen Diskurses. Diese sind zum einen ein Verständnis der im Haus der Wannsee-Konferenz erzählten Geschichte als eine, die in erster Linie jüdisch ist. Zum anderen ein Verständnis des Staates Israel (mit seiner Amtssprache Hebräisch) als Repräsentant des heutigen Judentums weltweit. Die Nachfrage nach Erklärungen auf Hebräisch ist jedoch weit mehr als nur die Bitte einer Gruppe, die sich als Hauptzielgruppe der Gedenkstätte versteht und daher wünscht, dass ihre Muttersprache in Erscheinung tritt. Wie ein Besucher in seiner Antwort formulierte, fehlte ihm »eine



Holocaust-Überlebende  
Batsheva Dagan  
(rechts) am 76. Jahrestag  
der Wannsee-  
Konferenz, Januar 2018

Führung auf Hebräisch, um zu beweisen, dass wir hier sind und für alle Ewigkeit hier sein werden, trotz allem«.

Von den 80 Personen, die diese Frage beantworteten, gaben 31% an, dass nichts fehlt, die Ausstellung wird gut bewertet. Demgegenüber äußerten 17,5% (in verschiedenen Formulierungen), die Ausstellung sei zu textlastig oder nutze Multimedia nicht ausreichend. Manche BesucherInnen nannten die Ausstellung »nicht attraktiv genug für die Generation Y«.<sup>31</sup>

Weitere interessante Antworten auf diese Frage waren, dass ein stärkerer Fokus auf die Wannsee-Konferenz selbst fehle (4%), dass »mehr Emotionen« sowie mehr persönliche Geschichten erwartet würden (5%) und dass »Tkuma« (»Auferstehung/Wiedergeburt«) fehle (4%). »Ich habe den Bezug zu Israel vermisst und die Betonung der Wiederbelebung im Land Israel«, vermerkte ein Besucher. 3% der Umfrageteilnehmer erklärten, sie vermissten »die Vernichtung«. Eine von ihnen schrieb: »als Jüdin habe ich den Holocaust nicht gesehen«.

In der nächsten Frage wurden die Interessierten gebeten, einen Satz zu vervollständigen: »Der Ausdruck »Nie wieder!« ist zu einem allgemeinen Motto im Zusammenhang mit dem Holocaust geworden. Wie würden Sie nun diesen Satz beim Verlassen des Hauses der Wannsee-Konferenz vervollständigen? Was sollte nicht wieder geschehen? (»Nie wieder ...« – was?)«. Die Antworten auf diese Frage sind faszinierend: »Nie wieder wie Schafe zur Schlachtbank«; »So lange der Staat Israel existiert, wird dies nie wieder geschehen«; »Wir werden nie wieder unseren unabhängigen Staat Israel verlieren«; »Wir werden nie wieder das besiegte Volk sein«; »Wir werden nie wieder schutzlos sein, wir werden nie wieder ohne unsere eigene Heimstatt sein: den Staat Israel«; »Nie wieder – wegen Israels Stärke«; »Nie wieder, solange das jüdische Volk über einen starken Staat und militärische Mittel verfügt«; »Wir werden nie wieder als schwach wahrgenommen werden. Wir sind Macht und Stolz der Juden«; »Masada wird nie wieder fallen«<sup>32</sup>; »Nie wieder – der Staat Israel wurde gegründet«; sowie auch »Nie wieder – um jeden Preis«. In diesen Antworten liest man die existenzielle Angst, die in dem Vorhanden-

sein eines Staates Ruhe und Sicherheit findet – dessen Existenz sollte um jeden Preis aufrechterhalten werden, da jegliche Bedrohung desselben einen weiteren Untergang nach sich ziehen könnte.

Bei der Konzeption des Fragebogens wurden zwei Bewertungskategorien für diese Frage avisiert: Aussagen, die sich auf eine universelle Botschaft als Folgerung aus dem Holocaust konzentrieren, gegenüber Aussagen, die sich ausschließlich auf eine bestimmte jüdische-israelische Lektion beziehen. »Bildlich gesprochen sind aus der Asche von Auschwitz zwei Nationen hervorgegangen: Eine Minderheit, die beteuert »Das darf nie wieder geschehen!« und eine verängstigte und verfolgte Mehrheit, die beteuert »Das darf uns nie wieder geschehen!«, schrieb Yehuda Elkana (ein angesehener Historiker und Wissenschaftsphilosoph, der Auschwitz überlebte) in einem wegweisenden Artikel, der 1988 in der Zeitung Ha'aretz erschien.<sup>33</sup> Aus den Fragebögen alleine lässt sich unmöglich ableiten, ob Elkanas Beobachtung zutrifft – zumindest nicht quantitativ in Form einer Mehrheit gegenüber einer Minderheit. Man kann sich durchaus fragen, was als »universelle Botschaft« gilt? Würde eine Aussage wie »Nie wieder Völkermord« einer solchen gleichkommen? Letztlich wurde diese Kategorie komplett verworfen. Nichtsdestotrotz findet sich die Beteuerung »Das darf uns nie wieder geschehen!« in 18 % der Antworten ihren Widerhall.

Zwischen 2008 und 2012 besuchten neun verschiedene Gruppen von »Witnesses in Uniform« die Gedenkstätte. »Witnesses in Uniform« ist ein offizielles Programm der Israelischen Verteidigungstreitkräfte (Israeli Defence Forces, IDF), das im Rahmen des Holocaust-Gedenkununterrichts unter der Leitung des Bildungskorps der Armee Delegationen von regulären und Reservekommandanten der israelischen Armee nach Polen und in andere Länder entsendet.<sup>34</sup> Seit 2012 besuchen diese Delegationen nur Polen. Major Assaf Perl gehörte zu einer solchen Delegation, welche die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz am 28. Juni 2009 besuchte. Später schrieb er in einer speziellen Facebook-Gruppe namens »My Journey – Witnesses in Uniform July 2009«: »Ich gehe durch die Korridore der Villa und habe die ganze Zeit den Klang von Stiefeln im Kopf, die an diesem schrecklichen Tag die Flure entlanglaufen. Für die Besichtigung der Villa hatten wir eine Stunde und fünfzehn Minuten Zeit. Einfach nur hier in dem Wissen unter den Bäumen zu sitzen, dass sie an diesem Ort planten, auf welche Art sie meine Familie ermorden würden, ist einfach unfassbar [...] In dem Raum zu stehen, in dem die Entscheidungen getroffen wurden, und das in IDF-Uniformen mit einer israelischen Flagge auf der Schulter, das reicht.«

Um auf die Frage »Nie wieder ...« – was?« zurückzukommen: Mehr Umfrageteilnehmer verwiesen auf die Gefahren von Ausgrenzung, Aufstachelung zu Hass und diktatorischen Regimes und plädierten für eine bessere Behandlung von Minderheiten (27%). Das Schweigen der Welt während des Holocausts führten 3,5% an. Der israelische Diskurs über die Shoah wird stark durch diesen Aspekt dominiert, der zudem politisches Gewicht hat: Wenn uns die Welt in der Vergangenheit nicht geholfen hat und in der Zukunft nicht helfen wird, dann kann sie uns in der Gegenwart egal sein. 4% behaupteten, dass die Sache, die nicht noch einmal geschehen sollte, tatsächlich gerade jetzt passiert oder sich in Zukunft wiederholen kann. Zu dem spezifischen Kontext machten sie keine weiteren Angaben.

Die letzte Frage – »Welche Beziehung haben Sie zum Holocaust? (persönlich, familiär, anderweitig)?« – wurde absichtlich ganz ans Ende des Fragebogens gestellt. Den

Besuchern sollte nicht der Eindruck vermittelt werden, dass die Forscherin nur nach einer persönlichen-familiären Verbundenheit mit dem Holocaust sucht. Die interessanteste Beobachtung bezüglich dieser Frage ist, wie viele Besuchende, ohne darum gebeten worden zu sein, ihre persönliche/familiäre Verbindung näher auszuführen, das Bedürfnis verspürten, dies zu tun. »Mein Großvater kämpfte gegen die Nazis. Wegen des Krieges wurde ein Teil meiner Familie in Russland zu verschiedenen Orten deportiert«; »Aus der Familie meiner Mutter – die meisten kamen aus Budapest in Ungarn – wurde die Mehrzahl der Familie, Großvater, Großmutter, Brüder, Onkel und Neffen während des Holocausts ermordet, und nur wenige überlebten. Wenige gelangten nach dem Krieg nach Israel«; »Die Familie meiner Mutter war in Auschwitz, acht ihrer Brüder und Schwestern sowie ihre Eltern wurden im Holocaust ermordet. Die erste Familie meines Vaters wurde von den Deutschen umgebracht«, sind nur einige Beispiele. 18% der Umfrageteilnehmer berichteten von der Geschichte ihrer Familie während des Holocausts.

Dieses Bedürfnis, die konkrete Familiengeschichte aufzuschreiben oder kurz zu skizzieren wird auch in den Gästebüchern der Gedenkstätte ersichtlich. Hierin werden oft die Namen und Orte der Verfolgung von Familienmitgliedern, die umkamen, aufgeschrieben. Dem Gästebuch wird so auf eigentümliche Art die Funktion eines Registers der verlorenen jüdischen Gemeinden zugewiesen. »Wir haben einen Kreis geschlossen. Gali Ladner/Shkedi, die Enkelin der Holocaust-Überlebenden Greta Ladner, die den Krieg und die Shoah im Keller eines Hauses in Sambor (Polen) überlebte – war hier«, vermerkte eine Besucherin im Mai 2014.<sup>35</sup> Der Eintrag, den Aliza Melamed aus dem Kibbutz Givat Oz am 8. Mai 2017 im Gästebuch hinterließ, lautet: »Ich kam hierher, um das Andenken meines Vaters, Simcha Melamed, zu ehren sowie das Andenken seiner weitverzweigten Familie, die im Warschauer Ghetto ermordet wurde.«<sup>36</sup>

Bei 57% der Personen, die sich an der Umfrage beteiligten, bestand eine familiäre Beziehung zum Holocaust, und 21% gaben an, dass bei ihnen eine persönliche Beziehung vorlag. Eine Besucherin notierte: »Ich bin die Tochter von Holocaust-Überlebenden und selbst Holocaust-Überlebende. Ich wurde am 1. 9. 1941 geboren und verbrachte die ersten beiden Jahre meines Lebens bei einer christlichen Familie, die mich rettete.«

Ihre Verbindung bestehe darin, jüdisch zu sein, gaben 21% an. »Dies ist das bedeutendste Ereignis, welches das jüdische Volk in der Neuzeit erlebt hat. Deshalb ist es meiner Meinung nach ein persönliches Ereignis für jeden Juden«, schrieb ein Besucher. Eine andere Besucherin führte aus, dass bei ihr keine familiäre Beziehung zum Holocaust vorliegt. Doch ist sie der Meinung, dass sie als Jüdin »Anteil an der Tragödie hat, die unser Volk heimgesucht hat.« Das jüdische Volk oder eine »nationale Verbindung« erwähnten 18%, 6% nannten sich »israelisch«. Eine »universelle«, »bürgerliche« oder »humanistische« Verbindung erwähnten 4%. Historische Neugierde und Interesse bezeichneten 5% als ihre Verbindung zum Holocaust, 6% markierten »anderweitig«, ohne weiteres anzugeben. Eine Besucherin beschrieb sogar ihre Empfindungen bei dem Besuch: »Ich zitterte, als ich in dem Raum stand, in dem die ›Endlösung‹ beschlossen wurde, in dem wir das Böse in der Welt besiegten. Das darf man nicht für eine Selbstverständlichkeit halten«.

Viele Antworten auf diese Frage belegen eine Überlappung von privatem Gedächtnis und kollektivem Erinnern: Die Grenzen zwischen beiden verwischen. Um diesen Punkt zu erläutern, beschreibe ich einen offiziellen Besuch der Gedenkstätte durch

die Israelische Botschaft in Berlin, der im April 2017 stattfand. Es handelt sich hierbei um ein herausragendes Beispiel für das israelische kollektive Gedächtnis bezüglich der Wannsee-Konferenz und der Shoah im Allgemeinen.

Die israelische Botschaft hatte den Besuch der Gedenkstätte ursprünglich für den 24. April 2017 geplant, auf den in diesem Jahr der israelische Holocaust-Gedenktag Yom HaShoah fiel. Im März bat die Botschaft darum, die Veranstaltung einen Tag später stattfinden zu lassen, da der Botschafter davor eine anderweitige Verpflichtung hatte. Der Anlass blieb jedoch der israelische Holocaust-Gedenktag. Dieser Tag wird gemäß dem jüdischen Kalender festgelegt und liegt jedes Jahr genau eine Woche vor dem Gedenktag für die gefallenen israelischen Soldaten und die Opfer von Terrorismus, auf den unmittelbar der Unabhängigkeitstag Israels folgt. Gemeinsam bilden sie das zionistische/israelische Narrativ *מְשׁוּאָה לְתִקּוּמָה* – »vom Holocaust zur Auferstehung«. Jüdisches Leben in der Diaspora kann für das jüdische Volk nur eine Katastrophe bedeuten, während das jüdische Volk im Land Israel (»Eretz Israel«) wiedergeboren wurde. Diesem Narrativ folgend bietet der Staat Israel die Garantie, dass sich ein Holocaust nie wiederholen wird.

Die israelische Erinnerungskultur beruht im Wesentlichen auf der Verwendung von Symbolen und konzentriert sich auf persönliche Erfahrungen. Genau dieser Erinnerungsdiskurs veranlasste die Israelische Botschaft dazu, die wöchentliche Sitzung der Diplomaten in das Haus der Wannsee-Konferenz zu verlegen, in den Raum, in dem die Wannsee-Konferenz stattfand, und zwar an genau dem Tag, an dem in Israel des Holocausts gedacht wird. Zehn Diplomaten nahmen an der kurzen Sitzung (etwa 30 Minuten) teil, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Als die Sitzung vertagt wurde, kamen fünfzig Mitarbeiter der Botschaft – zumeist Israelis – mit einem Bus in die Gedenkstätte und schlossen sich den Diplomaten im »Konferenz-Raum« an.

In seiner Eröffnungsansprache bat Gesandter Avi Nir-Feldklein die anwesenden Mitarbeiter, ihre Augen zu schließen. Sie sollten sich vorstellen, es wäre dieser sehr kalte, sonnige Dienstag, der 20. Januar 1942. »Es sind minus 12 Grad, die Autos der Teilnehmer treffen bei der Villa ein«, sagte er. Als sie ihre Augen wieder öffneten, erblickten sie nun in dem Raum, in dem einst fünfzehn Männer aus Regierungsbehörden und SS die vollständige Vernichtung der europäischen Juden erörtert hatten, rings um den mit israelischen Flaggen geschmückten Tisch fünfzig Beschäftigte der israelischen Botschaft, stolze Staatsbürger, die ihre Köpfe hoch erhoben hielten.

Bemerkenswerterweise wurde ein Bericht über die Veranstaltung auf »ynet« veröffentlicht, der in Israel beliebtesten Nachrichtenseite. In dem Artikel steht: »Heute weiß man, dass die Entscheidung zur Umsetzung der »Endlösung« bereits erfolgt war, und die Diskussion am Wannsee nur den Zweck hatte, die Mittel zur Umsetzung aufeinander abzustimmen.« Übertitelt ist er jedoch mit: »Eine Tagung der Israelischen Botschaft in Berlin – in der Villa, in der die »Endlösung« beschlossen wurde.«<sup>37</sup>

### **Zusammenfassung**

Das Trauma Holocaust begleitet die Israelis eindeutig durch ihr Leben – entweder als Teil der kollektiven Erinnerung oder als Teil des »kommunikativen Gedächtnisses«. Mit diesem Ausdruck bezeichnen die deutschen Kulturwissenschaftler Jan und Aleida Assmann ein Gedächtnis, das sich aus der mündlichen Überlieferung persönlicher Erfahrungen konstituiert.<sup>38</sup> Die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz



ist kein »Ort der Opfer«. Da es sich um den historischen Schauplatz einer Versammlung handelt, der so starke Auswirkungen auf die Opfer zugeschrieben werden, weckt die Gedenkstätte jedoch starke Gefühle. Angesichts der Totalität der Wannsee-Konferenz und von Eichmanns Statistik, sieht sich jede/r mit der denkbaren oder potenziellen eigenen Vernichtung konfrontiert.

Wenn es dies ist, was die Konferenz und die Gedenkstätte für israelische Bürgerinnen und Bürger symbolisieren, dann ist es ein Ort, an dem sie vor allem mit ihrer eigenen Identität beschäftigt sind. Diese Beschäftigung und Auseinandersetzung ist zuerst und vor allem emotionaler, nicht kognitiver Natur. Es ist nicht unbedingt ein Ort des Lernens, sondern eher ein Ort der Erinnerung an die Toten. Für manche Besucherin und Besucher fungiert er als Ersatz für den fehlenden Friedhof.

Eingangs dieses Artikels habe ich von dem persönlichen Bericht der Holocaust-Überlebenden Batsheva Dagan zu den Auswirkungen der Wannsee-Konferenz auf den Verlauf ihres Lebens berichtet. Anhand der Befragungsergebnisse konnte man sehen, wie wichtig es für Israelis (nicht nur als Individuen, sondern als Kollektiv) ist, ein Gefühl von dieser Wirkung zu verspüren – und es an die nächsten Generationen weiterzugeben. Die Häufigkeit, mit der die Wannsee-Konferenz in den israelischen Abschlussprüfungen in Geschichte auftaucht, ist ein weiterer überzeugender Beleg dafür.

In der israelischen Sicht der Wannsee-Konferenz und des Holocausts im Allgemeinen stehen nicht die deutschen Entscheidungsträger im Vordergrund, sondern deren jüdische Opfer. Die Wannsee-Konferenz und Eichmanns Statistik sind am stärksten mit der Entscheidung verbunden, alle europäischen Juden zu vernichten, bis keiner mehr übrig ist, auch nicht die 200 Juden aus Albanien. Aus diesem Blickwinkel verwundert es möglicherweise weniger, dass eine Besucherin anmerkte, sie als Jüdin »habe den Holocaust nicht gesehen«. Sie hatte erwartet, alle verschiedenen geografischen Schauplätze zu sehen, an denen der Holocaust stattfand. Im Juni 2014 notierte ein Besucher im Gästebuch: »Schockierend. Angsteinflößend. Erstaunlich. Die gesamte Familie meines Vaters, die Familie Sheki aus Thessaloniki (Griechenland) wurde im Holocaust ermordet. Die Gemeinde in Griechenland ist seit Jahren in Vergessenheit geraten [...] Auch hier findet diese Gemeinde keine Erwähnung.«<sup>39</sup>

Im Dezember 2015 fand ein offizieller Besuch durch Heiko Maas (seinerzeit deutscher Justizminister) und seiner israelische Amtskollegin Ayelet Shaked (von der Partei »Jüdisches Heim«) statt. Frau Shaked beschloss, auf dem Gelände der Gedenkstätte eine kurze Zeremonie abzuhalten. In diesem Rahmen wurde das Kaddisch gesprochen – das traditionell bei Trauergottesdiensten und zum Andenken Verstorbener erklingende jüdische Gebet. Mir fiel es extrem schwer, das Kaddisch mit einem Täterort in Einklang zu bringen. Dies gilt insbesondere, weil Gleis 17 so nahe liegt, von dem aus Berliner Jüdinnen und Juden in den Osten deportiert wurden. Doch kein Mitglied der israelischen Entourage zeigte während der Zeremonie irgendeine Anzeichen von Unbehagen.<sup>40</sup> Interessant war auch, dass die Ministerin, als sie erfuhr, dass neben dem Direktor eine israelische Mitarbeiterin anwesend war, eine Führung auf Hebräisch vorzog. Dies lag nicht an fehlenden Sprachkenntnissen, sondern wieder an der besonderen Bedeutung des Ortes. Wie bei dem Eichmann-Prozess, als die Opfer plötzlich zu Richter wurden, wollen die wiedergeborenen Söhne und Töchter der Opfer jetzt an dem Ort der Täter ihre eigene Sprache sprechen. Dieselbe Auffassung findet sich möglicherweise bei den 19% Umfrageteilnehmern, die es für angemessen hielten, eine

außerhalb von Israel gezeigte Ausstellung komplett auf Hebräisch zu präsentieren. Dies ist sehr charakteristisch für eine in Israel verbreitete Auffassung, der zufolge man selbst die primäre Zielgruppe für eine solche Ausstellung zum Thema Holocaust ist. Selbst wenn man nicht die größte Besuchergruppe vor Ort darstellt, wäre es ein passendes Symbol, ihre Sprache – in ihren Augen die Sprache der Opfer – dargestellt zu sehen. Israel als ultimativer Vertreter der jüdischen Opfer und Überlebenden (unabhängig von deren jeweiligen Identitäten und politischen Einstellungen) ist ein Narrativ, das der Staat Israel bei vielen Gelegenheiten fördert. Ich werde hierfür nur ein Beispiel nennen: Ein Sonderausschuss des israelischen Parlaments genehmigte im Juni 2011 ein Pilotprogramm bezüglich der Ausstellung biometrischer Personalausweise, das im November desselben Jahres beginnen und zwei Jahre dauern sollte. Auf Beschluss des Innenministeriums sollten die Seriennummern dieser Ausweise zum Gedenken an die im Holocaust umgekommenen Jüdinnen und Juden bei sechs Millionen beginnen. Dieser Beschluss war weit mehr als eine »Erinnerung an die Opfer«, sondern er hatte die 6 Millionen Ermordeten im Nachhinein zu Bürgern des Staates Israel gemacht.<sup>41</sup>

Neben der Erinnerung an die Opfer und ihrer Ehrung ist die Auseinandersetzung mit der Wannsee-Konferenz auch eine Bekräftigung der Gründung des Staates Israel und seines Überlebenskampfes ab Anbeginn. Unter diesem Aspekt überrascht es kaum, dass viele Besuchende die Ausstellung nur kurz besuchen. Der »Höhepunkt« des Besuchs besteht schließlich darin, dass er überhaupt stattfindet. Dort zu stehen, in jenem Haus, in jenem Raum, der das Leben ihrer Familien und ihres Volkes für immer verändert hat, bedeutet dort zu sein – »trotz alledem«. Deshalb ist es vielleicht auch überhaupt kein Widerspruch, einen Kommentar auf Hebräisch in das Gästebuch zu schreiben, diesen aber an alle Besucherinnen und Besucher der Gedenkstätte zu richten. Der Kommentar selbst ist ein Denkmal dafür, dass sie dort waren, und es noch immer sind, alledem zum Trotz.

Aya Zarfati, Mitarbeiterin in der Bildungsabteilung der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz, führte im Rahmen eines Universitäts-Colloquiums Befragungen mit israelischen Gästen durch.

- 1 Batsheva Dagan wurde 1925 als Isabella Rubinstein in Łódź, (Polen) geboren. Sie hat Auschwitz überlebt, wo sie 20 Monate verbrachte sowie Ravensbrück und zwei Todesmärsche. Im Mai 1945 wurde sie von britischen Truppen befreit.
- 2 Raum 9 der Ausstellung – von der Gedenkstätte als Raum der Konferenz gekennzeichnet – war das Speisezimmer der von der SS erworbenen Villa. Reinhard Heydrich nutzte sie als Veranstaltungsort für eine Zusammenkunft bezüglich der »Endlösung der Judenfrage«, nebst anschließendem Frühstück. Der Raum befand sich direkt neben der Küche, was die Frage aufwirft, ob diese höchst geheime Besprechung der Ermordung von 11 Millionen Juden in derartiger Nähe zum Küchenpersonal hätte stattfinden können. Diese Frage wird vermutlich unbeantwortet bleiben.
- 3 Dagan hätte »damals« nichts von der Wannsee-Konferenz wissen können, noch sich vorstellen können, je einen Fuß in das Haus zu setzen, in welchem sie stattfand. Ihre Wortwahl zeigt jedoch, welche bedeutende Rolle die Konferenz innerhalb des israelischen Narrativs spielt, sodass sie diese in ihr persönliches übernahm.
- 4 Newsletter 60 der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Februar 2018, [www.ghwk.de/fileadmin/user\\_upload/pdf-wannsee/newsletter/newsletter60.pdf](http://www.ghwk.de/fileadmin/user_upload/pdf-wannsee/newsletter/newsletter60.pdf), aufgerufen am 14.12.2018. Hervorhebungen durch die Autorin.
- 5 Siehe beispielsweise die Arbeiten von Eberhard Jäckel, Christian Gerlach, Peter Longerich.
- 6 Online-Katalog der Joseph Wulf Mediothek. <http://ghwk-bibliothekskatalog.de>. Recherche durchgeführt am 5.7.2018.
- 7 Online-Katalog der Yad Vashem Bibliothek. <http://db.yadvashem.org/library/search.html?language=iw>. Recherche durchgeführt am 5.7.2018
- 8 Levin, Itamar and Lan, Shlomit, Issue: Extermination. The Wannsee-Konferenz and the Final Solution, Ben Shemen, 2012. Bei den anderen Treffern handelt es sich um einen Artikel des israelischen Historikers Dan Michman, der eigentlich für einen 2012 veröffentlichten Sammelband der GHWK geschrieben wurde, den hebräischen Katalog der GHWK (2007), die Übersetzung eines Essays von Christian Gerlach, »The Wannsee-Konferenz, the Fate of German Jews, and Hitler's Decision in Principle to Exterminate All European Jews«, der erstmals 1998 (2003) erschienen war, sowie das 1978 durch Yad Vashem übersetzte Protokoll der Konferenz.
- 9 Roseman, Mark; The Villa, The Lake, The Meeting: Wannsee and the Final Solution, London 2002.
- 10 Auf Englisch: The Wannsee-Konferenz. How the national-socialistic bureaucracy organised the Holocaust. Roseman, Mark: Die Wannseekonferenz. Wie die NS-Bürokratie den Holocaust organisierte, Berlin 2002.
- 11 Kampe, Norbert, Dokumente zur Wannsee-Konferenz, in: Kampe, Norbert/ Klein, Peter (Hrsg.), Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942: Dokumente, Forschungsstand, Kontroversen, Köln, 2013, S. 17–115.
- 12 Die Autorin dieser Arbeit ist seit acht Jahren in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz tätig. Andere KollegInnen haben dieselbe Beobachtung gemacht.
- 13 Klein, Peter: Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, Berlin 2017, S. 22–23.
- 14 Jasch, Hans-Christian: Die Konferenz und das Protokoll, in: Klein, Peter, Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, Berlin 2017, S. 5–15, hier S. 7. Es ist fraglich, ob der Standort einer Gedenkstätte überhaupt als »authentischer« Ort angesehen werden kann, wenn man die Veränderungen und Renovierungen berücksichtigt, die er über die Jahre durchlaufen hat. Eine Diskussion über den passenden Begriff ist Teil eines Diskurses zwischen Wissenschaftlern und Pädagogen an Gedenkstätten, wie hier nachzulesen ist: Rüschemeyer, Raphael, Tagungsbericht: Authentizität als Kapital historischer Orte, 1.3.2017 – 3.3.2017 Dachau, in: H-Soz-Kult, 4.4.2017, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7097](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7097), aufgerufen am 12.7.2018.
- 15 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte, in: Ders., Zwischen Geschichte und Gedächtnis (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek Bd. 16), Berlin 1990, S. 12 f., insbesondere S. 13.
- 16 Ebd., S. 13.
- 17 Ebd., S. 13.
- 18 Kaiser, Wolf: Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und in Gedenkstätten, Gedenkstättenrundbrief 165 (4/2012), S. 13–24.
- 19 Weitere Übersetzungen lauten »Erzfeind« und »Massenmörder«.
- 20 Segev, Tom, »Eichmann-Dokumente: Ben-Gurion schaltete sich persönlich in den Prozess ein«, Ha'aretz, 4.4.2011, [www.haaretz.co.il/news/education/1.1169987](http://www.haaretz.co.il/news/education/1.1169987), aufgerufen am 10.7.2018.
- 21 Protokolle des israelischen Parlaments, 98. Sitzung der 4. Knesset, 23.5.1960.
- 22 Yablonka, Hanna: The Eichmann Trial and the Israelis: Forty Years Later, in: Bishvil Hazikaron 41, 2001 (Zeitschrift), S. 24–31.
- 23 Die Befehlskette, auf die sich Goldmann-Gilead bezog lautete Hitler-Himmler-Heydrich-Müller-Eichmann.
- 24 Segev, Tom: Eichmann documents.

- 25 Das staatliche Bildungsgesetz [des Staates Israel], Änderung Nr. 3, 1980.
- 26 Abschlussprüfung in Geschichte, Teil II, Winter 2014.
- 27 Abschlussprüfung in Geschichte, Teil II, Winter 2015.
- 28 Abschlussprüfung in Geschichte, Teil II, Sommer 2015.
- 29 Siehe etwa Hadar, Shiri: »Berlin: What do we like about the capital of Germany?«, ynet, 11.12.2015, [www.ynet.co.il/articles/0,7340,L-4736704,00.html](http://www.ynet.co.il/articles/0,7340,L-4736704,00.html), aufgerufen am 12.7.2018.
- 30 Gästebuch 75/14 (17.5.2014 – 26.8.2014) der Gedenkstätte »Haus der Wannsee-Konferenz«, 23.5.2014.
- 31 Die Dauerausstellung ist die zweite Ausstellung der Gedenkstätte und wurde 2006 eröffnet. Im Hinblick auf ihre Gestaltung (nicht ihren historischen Inhalt) ist sie tatsächlich überholt und entspricht vielen Standards und Trends in diesem Bereich nicht – von Lesegewohnheiten bis zur Barrierefreiheit. Eine neue Ausstellung wird gegenwärtig erarbeitet und soll im Januar 2020 eröffnet werden.
- 32 »Masada wird nie wieder fallen« ist ein modernes zionistisch/israelisches Motto, das sich auf die Festung Masada am Toten Meer bezieht. Im Jüdischen Krieg, der 66 u. Z. begonnen hatte, zogen dort im Jahr 73 u. Z. mehrere Hundert jüdische Umstürzler unter dem Kommando von Eleasar ben Ja'ir Selbsttötungen einer Gefangennahme durch die Römer vor.
- 33 Elkana, Yehuda: »Die Notwendigkeit zu vergessen«, Ha'aretz, 13.10.2012, [www.haaretz.co.il/opinions/1.1841380](http://www.haaretz.co.il/opinions/1.1841380), aufgerufen am 17.7.2018. Der Text war ursprünglich in der gedruckten Ausgabe vom 2.3.1988 erschienen.
- 34 Laut Angaben der IDF auf ihrer offiziellen Webseite: <https://bit.ly/2HssPCH>, aufgerufen am 12.7.2018.
- 35 Gästebuch 75/14, 25.5.2014.
- 36 Gästebuch 83/17 der Gedenkstätte »Haus der Wannsee-Konferenz«, 8.5.2017.
- 37 Eichner, Itamar: »In der Villa, in der die »Endlösung« beschlossen wurde – eine Tagung der Israelischen Botschaft in Berlin«, ynet, 24.5.2017, [www.ynet.co.il/articles/0,7340,L-4953649,00.html](http://www.ynet.co.il/articles/0,7340,L-4953649,00.html), aufgerufen am 10.7.2018.
- 38 Aleida Assmann, 1998 – Zwischen Geschichte und Gedächtnis, in: Dies./Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart, 1999, S. 21–52, hier S. 36–37.
- 39 Gästebuch 75/14, 20.6.2014.
- 40 Es ist festzuhalten, dass es sich bei dem Kaddisch selbst um einen Lobpreis Gottes handelt, in dem die Toten überhaupt nicht erwähnt werden.
- 41 »Es ist soweit: Die biometrische Datenbank ist im Aufbau«, Globes News, 2.6.2011, [www.mako.co.il/news-money/tech/Article-5e2699095505031004.htm](http://www.mako.co.il/news-money/tech/Article-5e2699095505031004.htm), aufgerufen am 11.7.2018.

# Helena Bohle-Szacki

VON BIAŁYSTOK NACH BERLIN

*Ulrich Tempel*

Sommer 2017 in Białystok im Nordosten Polens. Unweit des Marktplatzes wird zu einer Ausstellung der Städtischen Galerie (Galeria Sienkiewicza) eingeladen: »Helena Bohle-Szacka – Mosty/Die Brücken«. Das Porträtfoto zeigt eine elegant gekleidete Frau, die den Betrachter direkt anschaut und in ihren Bann zieht. Wer war diese Frau, der die Galerie eine Präsentation an gleich zwei Ausstellungsorten widmete?<sup>1</sup> Was hat es mit den Brücken auf sich?

## **Helena Bohle-Szacki (1928–2011)**

Helena Bohle-Szacki wurde 1928 in Białystok in eine deutsch-polnisch-jüdische Familie geboren.<sup>2</sup> Ihr Vater stammte aus einer deutschbaltischen Familie und ihre Mutter aus einer jüdischen Familie in Łódź, aus ihrer ersten Ehe hatte sie bereits eine Tochter. Mit ihr wuchs Helena Bohle auf dem Anwesen der Familie auf. Es waren elf Jahre, die sie im Rückblick als sehr idyllisch beschrieb. Białystok gehörte seit Ende des 18. Jahrhunderts zum Russischen Reich und war nach dem Ersten Weltkrieg Teil der Zweiten Polnischen Republik. Die Stadt entwickelte sich seit dem 19. Jahrhundert zu einem Zentrum der Textilindustrie mit einem hohen Anteil jüdischer Bevölkerung. Im Herbst 1939 veränderte sich – wie für alle Polen – das Leben grundsätzlich. Nachdem die Wehrmacht die Stadt für einige Tage besetzt gehalten hatte, übergaben die deutschen Truppen die Stadt an die Rote Armee, die sowjetische Besatzung folgte. Białystok wurde in dieser Zeit ein Anlaufpunkt für jüdische Flüchtlinge.

Kurz nach dem Beginn des Kriegs gegen die Sowjetunion besetzten die Deutschen im Juni 1941 die Stadt. Ein Ghetto wurde eingerichtet, in das Helenas Mutter und ihre Halbschwester eingewiesen wurden. Nachdem der Vater die Ermordung der Halbschwester nicht verhindern konnte, beschloss er, seine Frau zu verstecken. Auch für Helena wurde das Leben immer schwieriger. Im Mai 1944 verhaftete die Gestapo sie, vernahm sie stundenlang und inhaftierte sie daraufhin im Polizeigefängnis der Stadt. Von Białystok aus wurde sie im Juni 1944 ins Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt. Die entsetzlichen Lebensbedingungen in Ravensbrück führten dazu, dass sich ihr Gesundheitszustand drastisch verschlechterte. Sie fasste den Entschluss, sich zu einem Transport zu melden und kam nach Helmbrechts, einem Außenlager des KZ Flossenbürg. Dort erlebte sie die Unterstützung von Polinnen und schloss eine lebenslange Freundschaft. Im April 1945 auf einen Todesmarsch geschickt, befreiten die Amerikaner die völlig entkräftete Helena Bohle in Zwodau (Sokolov). Nach einer unglaublich kräftezehrenden Reise erfuhr sie in Białystok, dass ihre Eltern mittlerweile in Łódź lebten, dort kam es zum Wiedersehen.

Helena Bohles Start in ein neues Leben war überschattet von den gesundheitlichen Folgen der Lagerzeit, die zu langen Krankenhausaufenthalten führten. Schließlich studierte sie an der Hochschule für Bildende Künste in Łódź. Der Malewitsch-Schüler Władysław Strzemiński (1893–1952) lehrte zu dieser Zeit an der Hochschule und prägte sie sehr. Ein schrecklicher Verlust war der Tod ihres Vaters. Nach einer Vorladung beim Staatssicherheitsdienst wurde der Familie mitgeteilt, dass er Selbstmord begangen habe.

»Helena Bohle-Szacka –  
Mosty/Die Brücken«  
Białystok, Ausstel-  
lungsort ul. Wiktorii 5,  
Sommer 2017.  
Foto: Ulrich Tempel



Beruflich war sie zunächst als Journalistin und Illustratorin tätig. In den späten 1950er- und in den 1960er-Jahren wurde sie zu einer der bekanntesten Modedesignerinnen Polens. 1965 präsentierte sie für das Modehaus LEDA zum Beispiel eine Kollektion in West-Berlin. Dem Modekritiker und Kurator Marcin Różyk ist es zu verdanken, dass ihre Tätigkeit als Modegestalterin heute wieder bekannt ist und ihre kreative Arbeit gewürdigt werden kann.<sup>3</sup>

Ende 1968 verließ Helena Bohle-Szacki mit ihrem dritten Mann Polen vor dem Hintergrund der antisemitischen Kampagne und lebte seitdem in West-Berlin. Der Versuch, sich in der West-Berliner Modeszene zu etablieren, misslang. Doch sie begann, ähnlich wie nach dem Studium in Łódź, als Dozentin tätig zu werden, ein wichtiger Wirkungsort wurde der Lette-Verein Berlin. In den 1970-er Jahren nahm sie zudem ihre künstlerische Arbeit wieder auf und widmete sich ihr immer intensiver. Die Wohnung in der Nähe des Berliner Kurfürstendammes entwickelte sich zu einem wichtigen Treffpunkt von Exilpolen und Berliner Künstlern. Ihre grafischen Arbeiten wurden mehr als 30 Jahre lang im In- und Ausland ausgestellt. Erst recht spät begann Helena Bohle-Szacki als Zeitzeugin über ihre Erlebnisse in den Jahren der deutschen Besatzung, den Lagern und auf dem Todesmarsch zu sprechen. 2011 starb sie in Berlin.

### **Mosty – Die Brücken (Białystok 2017)**

Das Ausstellungsprojekt, von dem nun die Rede ist und auf das bereits eingangs hingewiesen wurde, begann mit einer Anfrage aus Białystok in Berlin. Die Galeria Sienzińskich hatte von dem Wirken der in Białystok geborenen Künstlerin Helena Bohle-Szacki erfahren und suchte einen Kontakt. Zu dieser Zeit befand sich der Nachlass in der Obhut der Berliner Freunde der Künstlerin. Neben ihrem grafischen Werk gab es eine große Zahl ganz unterschiedlicher Dokumente, auch Gegenstände: Briefe, Kassetten, Fotografien, Modezeichnungen, Ausstellungskataloge. Zwischen den Anfragenden aus Białystok und den Berliner Freunden, insbesondere Ewa Czerwiakowski, entstand



schnell ein Vertrauensverhältnis. Schließlich gelangte ihr schriftlicher Nachlass für die weitere intensive Beschäftigung nach Białystok in die Galeria Śleńdzińskich<sup>4</sup>, deren Leiterin Jolanta Szczygieł-Rogowska sich für die Bewahrung des Andenkens der Künstlerin einsetzt. Viele der Materialien und Gegenstände, die die Białystokerin Helena Bohle-Szacki zusammenrug, fanden nun ihren Platz an dem Ort, an dem sie die ersten 16 Jahre ihres Lebens verbrachte. Auf dieser Grundlage konnten Katarzyna Siwerska, Mitarbeiterin der Galerie, und Marcin Różyć das unter anderem von der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« (Stiftung EVZ) geförderte Projekt einer Ausstellung und eines Begleitbandes entwickeln. Sie vermieden die Entscheidung für eine klassische Kunstausstellung oder eine biografische Dokumentation, sondern verbanden beide Formen miteinander. Darüber hinaus luden sie zeitgenössische Künstler ein, sich aktiv mit Leben und Werk und ganz konkret mit der schriftlichen, grafischen und gegenständlichen Überlieferung der Künstlerin auseinanderzusetzen. Die kreativen Ergebnisse dieser Beschäftigung sollten Teil der Ausstellung werden. Wichtiges Element bei der Planung war schließlich die Idee, Kontakte zu den Menschen herzustellen, die Helena Bohle-Szacki gut kannten.

Auch bei der räumlichen Verankerung der Ausstellung in der Stadt gingen die Initiatoren ungewöhnliche Wege. Die Ausstellung fand an zwei unterschiedlichen, etwa 15 Minuten Fußweg voneinander entfernten Orten statt. Im Stadtzentrum lag der erste Ausstellungsort, eine ehemalige Filiale des polnischen Modeunternehmens »Telimena«, für das Helena Bohle-Szacki von 1957 bis 1963<sup>5</sup> leitend tätig war, die heute einer der Ausstellungsorte der Galeria Śleńdzińskich ist. Dieser Ort, für die Ausstellung »Boutique« genannt, nahm eine ortsgebundene Installation auf und zeigte auf Grund von Fotos rekonstruierte und neuinterpretierte Entwürfe der Künstlerin. Darüber hinaus besaß diese Präsentation eine Art Schaufensterfunktion für die Hauptausstellung in einem kurz zuvor renovierten traditionellen Holzhaus im Stadtviertel Bojary, »Villa« genannt. Dieses Gebäude erinnert an das Haus, in dem Helena aufwuchs. Hier wurden

»Helena Bohle-Szacka – Mosty/Die Brücken« Białystok, Hinweistafel am Ausstellungsort ul. Legionowa 2, Sommer 2017.  
Foto: Ulrich Tempel

Publikation  
»Helena Bohle-Szacka.  
Lilka. Mosty/  
Die Brücken, Galeria im.  
Sleńdzińskich,  
Białystok 2017



in zwei Ausstellungsräumen ihre grafischen Arbeiten sowie Modeentwürfe gezeigt. Zwei weitere Räume waren der biografischen Dokumentation anhand unterschiedlicher schriftlicher und bildlicher Zeugnisse gewidmet. Dazu kamen die erwähnten Interventionen zeitgenössischer Künstler. Bereits auf dem Hof begrüßte den Besucher ein Wandbild, das auf die Verleihung des Offizierskreuzes des Ordens Polonia Restituta 1994 an Helena Bohle-Szacki Bezug nimmt. Einen kleinen Raum, in dem ein 2005 aufgezeichnetes Interview gezeigt wurde, überspannte eine filigrane Kuppel aus Fäden, eine Art Schutzkonstruktion für die vielen schmerzlichen Erlebnisse, von denen Helena Bohle-Szacki im Interview spricht. Parallel zur biografischen Dokumentation griff Daria Malicka die Vielgestaltigkeit des Nachlasses von Helena Bohle-Szacki in einer Installation (»Bruchstücke«) auf, die aus Porzellanelementen bestand, auf denen Fotografien und Gegenstände aus dem Nachlass zu sehen waren.

Das Temporäre und Flüchtige, das allen Ausstellungen notwendigerweise innewohnt, wird in der Regel durch eine Publikation abgeschwächt. In Białystok gingen die Initiatoren aber nicht den gewohnten Weg einer Verzeichnung aller gezeigten Objekte, sondern erarbeiteten einen Begleitband, der durch seine Vielstimmigkeit und die elegante Ausführung beeindruckt. Durchgehend auf Polnisch und Englisch sind die elf Aufsätze eine wunderbare Annäherung an Leben und Werk von Helena Bohle-Szacki. Zudem gibt der Band die Überlieferung zu Helena Bohle-Szacki eindrucksvoll wieder: Grafiken aus unterschiedlichen Schaffensperioden, Modedesign, Fotografien von ihrem Leben bis 1939 und immer wieder Aufnahmen von Freunden und Wegbegleitern. Ehemalige Vertraute von Helena Bohle-Szacki betonen, dass sie die große Gabe besaß, Freundschaften zu schließen und Menschen um sich herum zu sammeln, die ihrerseits wieder in Verbindung traten. Eindrucksvoller Beleg dafür sind die vielen Fotografien der 1960er und 1970er Jahre, die Personen aus ihrem Umfeld zeigen, darunter auch einige prominente Intellektuelle, und in ihrem angegriffenen farblichen Überlieferungszustand eine ganz eigene Ästhetik entfalten.



Helena Bohle-Szacki i Eine deutsch-jüdische Polin in KZ und Emigration

Kapitel

Kurzbiografie

Aufgaben

Materialien

Zeitfeste

Lexikon

Aufgabe

### Künstlerin und Zeitzeugin – Grafiken interpretieren



i ☆

Betrachten Sie die grafischen Arbeiten von Helena Bohle-Szacki. Wählen Sie zwei Bilder aus, die Sie persönlich ansprechen. Begründen Sie Ihre Auswahl, interpretieren Sie die Grafiken mit Hilfe des Methodentyps und unter Verwendung von Zitaten aus dem Film.

Materialien

Formatte Schriftgröße

In ihren frühen Grafiken verarbeitet sie ihre Erfahrungen aus dem Konzentrationslager sehr konkret.

Helena Bohle-Szacki: Überlebende der Häftlinge. Lithografie aus dem Dritten Reich.

Kapitelübersicht Transkript Übersetzung

- Wenn der Meister nicht da war, spielten wir also Sabotege. Darüber hinaus redeten wir ununterbrochen miteinander.
- 1945: Todesmarsch und Befreiung (Kapitel 5)
- Und eines schönen Tages ließ man uns in einer Kolonne antreten und führte uns aus dem Lager hinaus auf den Marsch.
- Na ja, dieser Marsch war ein einziges Grauen.
- Zu essen hatten wir noch weniger, also fast nichts mehr.
- Schoben wir auf einem Abfallhaufen, dann konnten uns sogar die Deutschen nicht mehr halten.
- Alle stürzten sich auf dieses Abfallhaufen. Es gab da manchmal Kartoffelschalen oder ähnliches. Die Frauen hielten alles raus. [Schalt]
- Und es kamen nie in dem Lager an, das Rakonnen-Pommes heißt. Übersetzung durch Neoclass.

Lernumgebung »Lernen mit Interviews: Zwangsarbeit 1939–1945«, Center für Digitale Systeme (CeDiS). Freien Universität Berlin – <https://lernen-mit-interviews.de>

## Helena Bohle-Szacki online

Helena Bohle-Szacki begann erst im fortgeschrittenen Alter, über ihre Erlebnisse 1944/45 zu sprechen. 2005 beteiligte sie sich an dem von der Stiftung EVZ finanzierten Projekt »Dokumentation lebensgeschichtlicher Interviews mit ehemaligen Sklaven- und Zwangsarbeitern.«<sup>6</sup> Das auf Polnisch geführte Interview ist eine eindringlich erzählte Lebensgeschichte und dauert etwa vier Stunden. Die Interviewerin Ewa Czerwiakowski sprach Helena Bohle-Szacki zum Abschluss des Gesprächs auf ihre lange Zurückhaltung an und die Interviewte formulierte ihre Motivation: »Ich würde nicht sagen, dass ich das will. Denn das kostet mich immer viel Nerven, viel Mühe. Aber ich betrachte das als meine Pflicht. Denn die Überlebenden werden immer weniger und man braucht Zeugnisse, Überlieferungen für andere Menschen, andere Generationen.«<sup>7</sup> Das Interview ist heute online zugänglich als Teil des Video-Archivs »Zwangsarbeit 1939–1945« des Centers für Digitale Systeme (CeDiS) der Freien Universität Berlin. Die Interviews dieser Sammlung sind umfassend aufbereitet – zusätzlich zum Transkript in der Originalsprache finden sich die deutsche Übersetzung, eine Biografie, ein Inhaltsverzeichnis zur Navigation im Interview, Fotos und Grafiken. Darüber hinaus hat das Interview Eingang in verschiedene pädagogische Materialien des CeDiS gefunden. Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg entwickelte gemeinsam mit dem CeDiS ein Angebot, das sich an Gruppen richtet, die einen Besuch der Gedenkstätte planen. Dafür wurden zwei Biografien ausgesucht, sowohl Joseph Korzenik als auch Helena Bohle-Szacki, Arbeitsblätter erstellt und Vertiefungsangebote entwickelt.<sup>8</sup> Aber nicht nur im Kontext NS-Zwangsarbeit sind Informationen über Helena Bohle-Szacki im Internet zu finden. Seit 2018 gibt es eine Online-Ausstellung zu ihrem Leben und Werk in der »Porta Polonica«<sup>9</sup>, einem ambitionierten Internetangebot der Dokumentationsstelle zur Kultur und Geschichte der Polen in Deutschland. Neben Informationen, die den drei großen Bereichen Mode, Kunst und Erinnerung zugeordnet sind, werden eine große Anzahl ihrer Werke digital ausgestellt.

## Ein Plakatprojekt des Lette-Vereins Berlin

Aus Anlass des 90. Geburtstages von Helena Bohle-Szacki fand am 28. Februar 2018 im Dokumentationszentrum Topographie des Terrors eine Gedenkveranstaltung statt. Einer der Mitveranstalter war der Lette-Verein Berlin. Helena Bohle-Szacki hatte hier Anfang der 1970er Jahre eine Tätigkeit als Dozentin begonnen. Zuerst war sie im Fachbereich Mode tätig, wechselte später zur grafischen Komposition und visuellen Kommunikation. Durch ihr Studium in Łódź sowie ihre Tätigkeit als Dozentin und Modegestalterin in Polen brachte sie dafür beste Voraussetzungen mit. Der Lette-Verein Berlin ist eine renommierte Berufsbildungseinrichtung und entstand im 19. Jahrhundert zur Ermöglichung der Berufstätigkeit von Frauen. Die heutige Direktorin, Petra Madyda,

Plakatentwurf von Daniel Bornmann für die Filmpräsentation und Gedenkveranstaltung am 27. 2. 2018 in der Stiftung Topographie des Terrors



signalisierte großes Interesse am Leben und Werk der ehemaligen Dozentin ihrer Einrichtung. Im Vorfeld der Veranstaltung aus Anlass ihres 90. Geburtstages hatte sie die Idee, Schüler aus dem Bereich Graphikdesign zu einem Wettbewerb für Veranstaltungsplakate einzuladen. Den Beteiligten wurden Informationen zum Leben, Reproduktion von Grafiken und Fotos der Künstlerin zur Verfügung gestellt. Schließlich präsentierten die Teilnehmer ihre Ergebnisse vor einer Jury. Acht Entwürfe wurden vorgelegt – und durchgehend positiv bewertet. Die Jury vergab einen ersten Preis an Daniel Bornmann. Sein Entwurf, der dann auch als Veranstaltungsplakat gedruckt wurde, nimmt die Grundkomposition einer Grafik von Helena Bohle-Szacki auf und verleiht ihr eine überraschende Tiefendimension. Daniel Bornmann verbindet in überzeugender Weise die Veranstaltungsinformationen mit den grafischen Elementen. Der Jury erschien dieser Umgang mit der Ausgangsgrafik als gelungene Umsetzung der Wettbewerbsaufgabe. Im Anschluss an die Gedenkveranstaltung am 28. Februar 2019 wurden die Entwürfe aller Teilnehmer im Rahmen einer Ausstellung in der Stiftung Topographie des Terrors präsentiert.<sup>10</sup>

## Schluss

In der Biografie Helena Bohle-Szackis spiegelt sich die Geschichte Polens und Deutschlands im 20. Jahrhundert in ganz besonderer Weise. Nachdem sie die Gräueltaten der Lager überlebt hatte, fand sie die Kraft zu einem Neuanfang und wurde in Polen eine angesehene Modegestalterin. In der Mitte ihres Lebens verließ sie Polen. Von West-Berlin aus hielt sie engen Kontakt zu ihren polnischen Freunden und wurde für viele Deutsche eine wichtige Bezugsperson. Als Grafikerin fand sie zu einer Bildsprache, die viele Menschen bewegte. Es ist von daher gut nachvollziehbar, dass die Ausstellung in Białystok mit »Die Brücken« überschrieben war. Ganz konkret bezogen sich die Initiatoren dabei auf einen Text von Henryk Waniek bei einer Werkschau im Jahr 2000: »Helena is a bridge, where things that could not meet anywhere are finally able to meet. [...]

a bridge which gives us the view of the riverbed; this symbol of life flowing tirelessly in its own direction.«<sup>11</sup> Helena Bohle-Szacki war eine Brückenbauerin. Mittlerweile ist die Auseinandersetzung mit ihrem Leben und Werk an verschiedenen Institutionen in Deutschland und Polen fest verankert.

**Ulrich Tempel**, erstes Staatsexamen Geschichte und Deutsch (TU Berlin) und Diplom-Archivar (FH Potsdam), ist Archivar der Stiftung Topographie des Terrors.

- 1 In Polen ist die Namensform Helena Bohle-Szacka verbreitet, in Berlin trug die Künstlerin den Namen Helena Bohle-Szacki.
- 2 Die zentrale Quelle zum Leben von Helena Bohle-Szacki ist das Interview, das sie am 18. Dezember 2005 gab und das heute Teil des Online-Archivs »Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte« ([www.zwangsarbeit-archiv.de](http://www.zwangsarbeit-archiv.de)) ist. Wichtige Informationen zu ihrem Leben und Werk enthält der Begleitband der Ausstellung 2017 in Białystok: Marcin Różyc (Hg.): *Helena Bohle-Szacka. Lilka. Mosty/Die Brücken*, Białystok 2017. Informationen zu ihrem Leben finden sich auch in den Unterlagen des Internationalen Suchdienstes in Arolsen und der Entschädigungsbehörde im Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (Berlin). Zu Białystok siehe: Bender, Sara: *The Jews of Białystok During World War II and the Holocaust*, Waltham, Mass. 2008. Vgl. auch: Stoll, Katrin: *Die Herstellung der Wahrheit. Strafverfahren gegen ehemalige Angehörige der Sicherheitspolizei für den Bezirk Białystok*, Berlin 2012.
- 3 Helena Bohle-Szacki. Helena auf den Brücken. Interview von Anna Sańczuk mit Marcin Różyc – [www.goethe.de/ins/pl/de/kul/mag/21025963.html](http://www.goethe.de/ins/pl/de/kul/mag/21025963.html) (19. 2. 2019)
- 4 <http://galeriaslenszinskich.pl/> (19. 2. 2019)
- 5 Różyc, Marcin: Fashion, in: Marcin Różyc (Hg.): *Helena Bohle-Szacka. Lilka. Mosty/Die Brücken*, Białystok 2017, S. 43–54, hier S. 46.
- 6 Zum Interviewprojekt: Plato, Alexander von u.a. (Hg.): *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien 2008; Die Interviews sind zugänglich über: [www.zwangsarbeit-archiv.de](http://www.zwangsarbeit-archiv.de); Vgl. auch: Nicolas Apostolopoulos; Cord Pagenstecher (Hg.): *Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt*, Berlin 2013.
- 7 Interview mit Helena-Bohle Szacki (za253), Transkript, S. 83. [https://zwangsarbeit-archiv.de/archiv/interviews/za253/text\\_materials/ZA253\\_ue\\_de.pdf](https://zwangsarbeit-archiv.de/archiv/interviews/za253/text_materials/ZA253_ue_de.pdf) (19. 2. 2019)
- 8 [www.zwangsarbeit-archiv.de/bildung/flossenbuerg/index.html](http://www.zwangsarbeit-archiv.de/bildung/flossenbuerg/index.html) (19. 2. 2019)
- 9 [www.porta-polonica.de/de/atlas-der-erinnerungsorte/helena-bohle-szacki-mode-kunst-erinnerung](http://www.porta-polonica.de/de/atlas-der-erinnerungsorte/helena-bohle-szacki-mode-kunst-erinnerung) (19. 2. 2019)
- 10 [www.letzteverein.berlin/blog/2018/02/15/von-bialystok-nach-berlin](http://www.letzteverein.berlin/blog/2018/02/15/von-bialystok-nach-berlin) (19. 2. 2019)
- 11 Marcin Różyc (Hg.): *Helena Bohle-Szacka. Lilka. Mosty/Die Brücken*, Białystok 2017, S. 20–21.